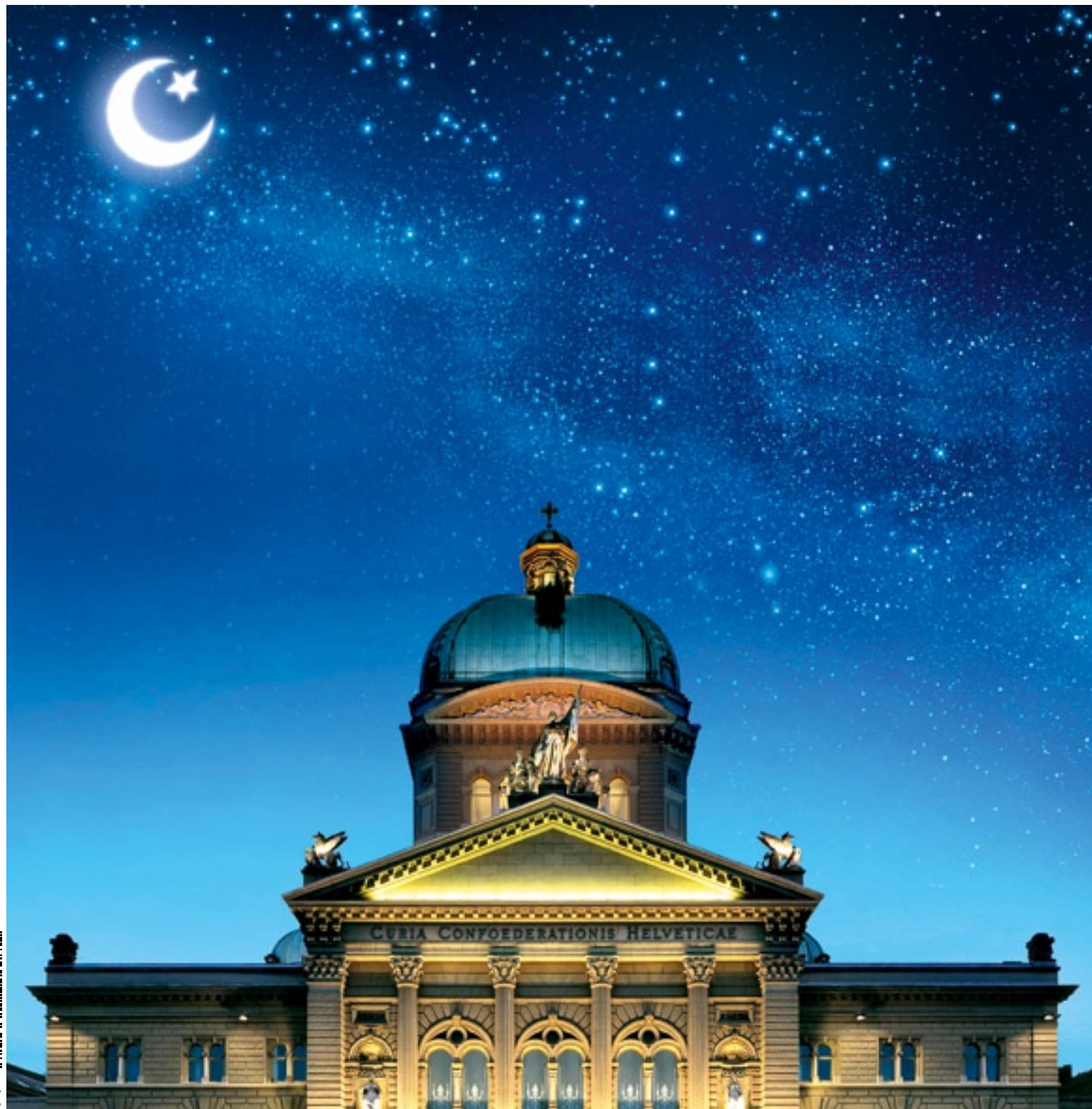


Alice Schwarzer: Ich und der Islam

Nummer 42 – 15. Oktober 2009 – 77. Jahrgang
Fr. 5.90 (inkl. MwSt.) – Euro 3.90

DIE WELTWOCHEN



Mekka Schweiz

Die stille Islamisierung.

Von Philipp Gut und Andreas Kunz

CASHMERE

AP

AVANT · PREMIERE

Pullover

89.90

*Donnons du style
à la vie*

MANOR 

www.manor.ch

Jetzt schneits Extras. Der Audi A4 «Snow». Mit quattro®.

Vieles von dem, was Sie sich wünschen, ist bereits drin: quattro®-Allradantrieb, Sport- und Advance-Paket, Xenon-Scheinwerfer, Radio Concert, Alcantara/Leder, Audi Soundsystem mit music interface und noch mehr lassen jede Fahrt zum Vergnügen werden. Der Audi A4 «Snow» ist als Limousine und als Avant erhältlich.

Leasingbeispiel, Finanzierung über AMAG Leasing AG: Audi A4 Avant 1.8 T FSI quattro® «Snow», 5-Türer, 188 kW (160 PS), 1798 cm³. Effektiver Jahreszinssatz 6,59% (Laufzeit 48 Mte./10 000 km/Jahr), Barkaufpreis CHF 58 200.-, Anzahlung 20% CHF 11 640.-, Leasingrate CHF 579.95/Mt., exkl. obligatorischer Vollkaskoversicherung. Alle Preise inkl. MWSt. Änderungen jederzeit vorbehalten. Die Kreditvergabe ist unzulässig, falls sie zur Überschuldung des Konsumenten führt.



Audi Swiss Service Package+

Reparatur 3 Jahre oder 100 000 km
Service 10 Jahre oder 100 000 km
Es gilt jeweils das zuerst Erreichte

Audi Vorsprung durch Technik 

Islam

Die Minarett-Initiative ist keine Katastrophe, sondern ein Segen. Endlich wird die entscheidende Frage diskutiert: Wie viel und welchen Islam wollen wir?

Von Roger Köppel

Hinter der Minarett-Initiative steckt ein Unbehagen darüber, dass unsere Politiker zu wenig unternehmen, um auch gegenüber den Muslimen die Mindeststandards unserer Rechts- und Gesellschaftsordnung durchzusetzen. Es mag stimmen, dass der Kampf gegen Minarette zum Kampf gegen Windmühlen werden kann, wenn das Entscheidende fehlt: Unerlässlich bleiben der Wille und die Bereitschaft, alle Praktiken zu verbieten und zu verfolgen, die nicht vereinbar sind mit schweizerischem Recht. Das klingt selbstverständlich, aber ist es nicht. In der Schweiz werden nach wie vor Zwangsehen geduldet und Mädchenbeschneidungen. Muslimische Frauen werden von ihren Männern verprügelt, ohne dass die Behörden einschreiten. Das Ziel muss es sein, die Einhaltung unserer Spielregeln durchzusetzen. Erst dann erübrigt sich die Diskussion über die Gebetstürme.

Die Kritiker machen es sich zu leicht, wenn sie den Minarett-Gegnern Symptombekämpfung oder Übertreibung vorwerfen. Übertreibung ist ein legitimes politisches Mittel, um auf Missstände aufmerksam zu machen. Und es ist immer besser, die Symptome einer unerfreulichen Entwicklung zu bekämpfen, als gar nichts zu tun. Der Kampf gegen extremistische Strömungen findet überall und immer auch auf der symbolischen Ebene statt. In Deutschland sind Hakenkreuze gerade deshalb verboten, weil man die Besetzung des öffentlichen Raums durch feindliche Gesinnungen bereits im Ansatz vollständig verhindern will. Wer die Symbole trifft, trifft auch die Substanz.

Skeptiker wenden ein, dass man die Minarette im Namen der Religionsfreiheit zulassen müsse, genauso wie man die Minarett-Plakate im Namen der Meinungsfreiheit nicht verbieten dürfe. Das Argument klingt verlockend, aber es ist falsch. Toleranz ist nur gegenüber Bewegungen möglich, die ihrerseits die Toleranz erwidern. Der Islam ist nicht toleranzwillig. Es mag gemässigte Strömungen geben, aber daneben gibt es nach wie vor einen militanten, auf Eroberung, Verdrängung und Zerstörung angelegten glühenden Kern, der gefährlich auf die äusseren Schichten abstrahlt. Zwischen Islam und Islamismus sind die Gren-



Kampf gegen Windmühlen.

zen fliessend. Niemand weiss, wo das eine aufhört und das andere beginnt.

Muslimische Führer sprechen Todesurteile gegen Feinde ihres Glaubens aus. Sie bedrohen westliche Schriftsteller, Künstler und Journalisten, aber bis heute ist keine Fatwa gegen den Erzterroristen Osama Bin Laden ergangen, der im Namen des Islam bomben und morden lässt. Es gibt nur zwei Erklärungen: Entweder begrüssen, ja bewundern die Muslime den Al-Qaida-Chef. Oder aber sie haben Angst, sich öffentlich von den Terroristen zu distanzieren. Beide Erklärungen sind gleichermassen beunruhigend.

Ein gutes Beispiel liefert die jüngere Schweizer Geschichte. Nach dem Sonderbundskrieg und der Gründung des Bundesstaates standen die Katholiken unter Bewahrung. Der Misstrauensvorschuss hielt lange an. Das Jesuitenverbot dauerte bis 1973. Die Jesuiten wurden mit dem militanten, ultramontanen, illoyalen Katholizismus identifiziert und als Gefährdung der inneren Ordnung betrachtet. Sie galten als fünfte Kolonne gegen den liberalen Bundesstaat und die Verfassung. Auch der militante Katholizismus musste zuerst abkühlen und in institutionelle Bahnen geleitet werden. Den Muslimen ist Gleiches zuzumuten.

Die Minarett-Initiative ist keine Katastrophe, wie der Schweizer Werber des Jahres, Frank Bodin, in einer Fernsehsendung sagte. Die Minarett-Initiative ist ein Segen, weil sie die entscheidende Diskussion auch bei uns auf die Agenda bringt: Wie viel Islam will die Schweiz?

Welchen Islam will die Schweiz? Dass die Schweizer Muslime auf solche Fragen mit aggressiver Gekränktheit reagieren, ist ein weiterer Beweis für die Notwendigkeit ihrer Beantwortung. Wer Misstrauen auslöst, kann nicht die Leute beschuldigen, die ihm misstrauen. Er muss Vertrauen schaffen durch Taten und Worte. Solange das nicht geschehen ist, sollten wir weder Minarette noch Moscheen bauen.

Es war ein Tiefpunkt in der Geschichte des Schweizer Fernsehens, ein Trauerbeispiel für die Einseitigkeit und für die Befangenheit, mit der auch bei uns das Thema Islam behandelt wird. Letzten Freitagabend hätte in der TV-«Arena» eine Diskussion über das umstrittene Minarett-Plakat und die Meinungsfreiheit stattfinden sollen, doch es gab keine Diskussion, sondern ein Selbstgespräch der Minarett-Befürworter. Den Gleichgesinnten stand als Verfechter der Redefreiheit alt Bundesrat Christoph Blocher gegenüber, der von Moderatorin Sonja Hasler dauernd unterbrochen wurde. Im Rückraum des früheren Ministers hatte die Sendeleitung einen Vertreter der Schweizer Demokraten installiert als Quotenfinsterling zur Abschreckung der Zuschauer zu Hause. Die Hauptsendezeit bestritten, heftig unterstützt von Gesprächsleiterin Hasler, die Gegner der Initiative: zwei Professoren, ein Werber, eine Muslimvertreterin, ein Al-Dschasira-Journalist sowie die Zürcher Stadtpräsidentin Corine Mauch.

Besonders besorgt gab sich der Schweiz-Korrespondent des arabischen Fernsehsenders Al-Dschasira. Der Schweiz drohe ein grosser Imageschaden, sagte der Redaktor, er selber habe schon Mühe, nüchtern zu berichten. Andächtig lauschte die Moderatorin den Ausführungen des strengen Journalisten, anstatt ihn beispielsweise danach zu fragen, wie er es mit seinem Gewissen vereinbaren könne, für einen Fernsehsender zu arbeiten, der als eine Art Homevideo-Kanal der Terrororganisation al-Qaida beflissen alle Drohbotschaften von Osama Bin Laden ausstrahlt. Man mag das Minarett-Plakat mit guten Gründen kritisieren, aber ist es wirklich schlimmer als die von Al-Dschasira gesendeten Bilder ritueller Geiselköpfungen durch Osama Bin Ladens Islamisten? Dass der Al-Dschasira-Mann zum Linienrichter des guten politischen Geschmacks aufstieg, war die kranke Pointe dieser Sendung.

Die Minarett-Befürworter meinen, die Schweiz müsse alles vermeiden, was die Weltgemeinschaft der Muslime irritieren könnte. Die Empfindlichkeit der andern soll das Richtmass der eigenen Positionen sein. Nichts wäre falscher. Gerade die Muslime sind, notfalls mit Druck, daran zu gewöhnen, dass im Westen eine ganz andere Streit- und Diskussionskultur herrscht als in den Ländern, die sie ja aus irgendeinem Grund verlassen haben.



PATEK PHILIPPE
GENÈVE

Beginnen Sie eine
eigene Tradition.

Eine Patek Philippe gehört einem nie ganz allein.

Man erfreut sich ein Leben lang an ihr, aber eigentlich
bewahrt man sie schon für die nächste Generation.


GUBELIN
JUWELEN • UHREN

Jahreskalender Ref. 5396G,
Calatrava Manschettenknöpfe.



LUZERN ZÜRICH GENÈVE LUGANO BERN ST. MORITZ BASEL



«Ich war nie ein Macho»: Playboy-Gründer Hefner. Seite 54

Interview

54 «Mit drei Frauen ist es leichter»

In der Playboy Mansion in Los Angeles vergnügt sich der 83-jährige Hugh Hefner mit drei jungen Blondinen. Eine Begegnung mit dem Bunny-Erfinder.

Stil & Kultur

60 Stil & Kultur Muster von Frau

62 Namen Von Brooke Shields bis Eva Nidecker

63 MvH Meine Halbfetten

64 Im Gespräch Niklaus Peter, Pfarrer

65 Luxus Das kleine Schwarze als gemischtes Quintett

66 Auto Mini Cooper Clubman

67 Objekte Sportuhr Suunto t6c Red Arrow

67 Wein Riesling vom Buntsandstein Spätlese trocken 2006

68 Bestseller

68 Schwarze Blüten

Herta Müller empfing die *Weltwoche* zum Gespräch – kurz vor der Bekanntgabe des Literaturnobelpreises

70 Jazz Vijay Iyer Trio

70 Literatur Zum Tod des grossen Schweizer Schriftstellers Jacques Chessex

71 Film «Verblendung»

72 Doppelpass Eidenbenz greift ein: Folge 46 des Fortsetzungsromans

74 Hochzeit Jessica Borner und Giuseppe Di Leonardo

Autoren in dieser Ausgabe

Alice Schwarzer



Als unermüdliche Frauenrechtlerin hat Alice Schwarzer viele persönliche Kontakte zu verfolgten Musliminnen. In dieser Ausgabe schreibt sie über die falsche Toleranz des Westens und warum der politische Islamismus als «Faschismus des 21. Jahrhunderts» gestoppt werden muss. Seite 34

Bruno S. Frey



Zahlen gehören zum Metier des renommierten Schweizer Ökonomen Bruno S. Frey. In seinem Essay schreibt er über den misslungenen Versuch des französischen Staatspräsidenten Sarkozy, die Statistiken zum Vorteil von dessen Land umzuinterpretieren. Seite 20

www.weltwoche.ch

Online-Dossiers

Alle Artikel zu den Themen:

- Islam und Islamismus
- Meinungs- und Redefreiheit
- Immigration
- Sozialhilfe-Missbrauch

finden Sie in unseren Dossiers unter www.weltwoche.ch/dossier

Weltwoche-Videokommentar

Direkt aus dem Redaktionsbüro senden wir jeden Montag den *Weltwoche*-Videokommentar. Chefredaktor Roger Köppel und weitere Autoren präsentieren in drei bis vier Minuten ihre Ansichten zu den brennenden Themen der Woche. Der Kommentar wird jeweils ab 15 Uhr auf der Homepage geschaltet. www.weltwoche.ch/videokommentar

Platin-Club

Verlosung: Gewinnen Sie 2 von 50 Tickets für das Konzert «The Four Seasons by Candlelight» am 13. November 2009, Tonhalle Zürich

Spezialangebot: Argentinisches Musical «Tanguera»: 20% Rabatt auf die Vorstellungen vom 17., 22. und 26. November 2009, Theater 11 in Zürich

Spezialangebot: Abonnenten profitieren von 15% Rabatt auf vier Konzerte von Obrasso Classic Events

Produkt des Monats: 37% Rabatt auf digitalen 10-Zoll-Fotorahmen von Philips. Fr. 189.– statt Fr. 301.–


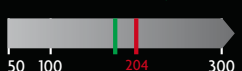
Mehr auf www.weltwoche.ch/platinclub

EFFIZIENZ WAR NOCH NIE SO LUXURIÖS.

Und so günstig: mit attraktivem Sonderleasing von 3.9%.

Willkommen in der Diesel-Königsklasse: Der Jaguar XF Diesel S erreicht mit seinem neuen 3.0-Liter-V6-Hightech-Dieselmotor satte 275 PS und ein bahnbrechendes Drehmoment von 600 Nm. Das macht ihn zum antrittsschnellsten Diesel seiner Klasse, der auch die Norm Euro 5 bereits erfüllt. Ein Meister der Effizienz ohne Abstriche bei Luxus und Komfort. Erleben Sie ihn selbst. Am besten auf einer Probefahrt, jetzt bei einem JAGUAR-Partner in Ihrer Nähe.



<p>6.8 L / 100 KM</p>  <p>(Durchschnittsnormverbrauch)</p>	<p>ENERGIEEFFIZIENZ DES FAHRZEUGS</p> <p>Treibstoffverbrauch verglichen mit allen angebotenen Fahrzeugmodellen gleichen Gewichts</p> 	<p>179 GRAMM/KM</p>  <p>204 g CO₂ entspricht dem Durchschnitt aller Neuwagen-Modelle in der Schweiz</p>	<p>TOP-LEASING</p> <p>3.9%*</p>
--	--	--	---

ZUKUNFTSWEISEND **JAGUAR**

*Aktionsleasing: Gültig vom 5.10. bis 18.12.2009 (Immatrikulationen in der Schweiz bis 18.10.2009), nicht mit anderen Vergünstigungen kumulierbar. Leasing-Berechnungsbeispiel: Jaguar XF 3.0 V6 Diesel Luxury, empfohlener Kunden-Nettoverkaufspreis CHF 78400.-, Sonderzahlung 15% der Basispreisempfehlung. Laufzeit 48 Monate, 10000 km/Jahr, effektiver Jahreszins 3.97%, Kautions 5%, obligatorische Vollkasko nicht inbegriffen. Leasingrate monatlich ab CHF 895.- inkl. MwSt. Kreditvergabe ist verboten, falls sie zur Überschuldung des Konsumenten führt. Abgebildetes Rad optional erhältlich.



numéro 10

LES ESSENTIELS DU CORNALIN

Cornalin AOC Valais – der Walliser mit Weltklasse

LES VINS DU VALAIS. LIEBE AUF DEN ERSTEN SCHLUCK.





Eleganz Einfache Form und multiple Funktion
fügen sich zum gestalterischen Prinzip –
USM Möbelbausysteme schaffen zeitlosen Raum.

Fragen Sie nach detaillierten Unterlagen oder besuchen Sie unsere Showrooms.
USM U.Schärer Söhne AG, CH-3110 Münsingen, Tel. +41 31 720 72 72
Showrooms: Berlin, Bern, Düsseldorf, Hamburg, Mailand, New York, Paris, Tokio
info@usm.com, www.usm.com

USM
Möbelbausysteme

The greatest luxury in life is time.
Savour every second.



BREITLING for BENTLEY

Leistungsstärke. Luxus. Exklusivität. Breitling und Bentley räumen beide der Perfektion absolute Priorität ein: kompromisslose Zuverlässigkeit und Präzision, Prestige und Performance. In den Breitling Ateliers wie in den Bentley Werkstätten im englischen Crewe spielt modernste Technologie mit altherwürdiger Tradition perfekt zusammen. Die aus Leidenschaft für schöne Mechanik entstandene Kollektion Breitling for Bentley bietet Kennern eine reichhaltige Palette von Ausnahmechronographen an. In sämtlichen Handgelenkinstrumenten ticken von Uhrmachern auf dem Zenit ihres Könnens akribisch zusammengesetzte Hochleistungsmotoren. Ästhetisches Raffinement pur. Denn Zeit ist der wahre Luxus!



The Bentley Flying B Chronograph

*Automatikchronograf mit Grossdatum.
Offiziell COSC-zertifizierter Chronometer.*



Essay

Trübe Wirtschaftslage

Mit seiner Abkehr von der auf das Sozialprodukt fixierten «Religion der Statistik» wollte Nicolas Sarkozy die Vorzüge von Frankreich beweisen. Der Schuss ging nach hinten los.

Von Bruno S. Frey

Franszösische Präsidenten pflegen die *grandeur de la France* zu betonen. Das galt sowohl für Charles de Gaulle als auch für seine Nachfolger François Mitterrand, Valéry Giscard d'Estaing wie auch für Jacques Chirac. Und das gilt jetzt auch besonders für Nicolas Sarkozy. Sie suchten und suchen Gelegenheiten, um die Vorteile der französischen Lebensart und der französischen Wissenschaft, insbesondere gegenüber den Angelsachsen, hervorzuheben.

Diese hohe Selbsteinschätzung gerade auch des jetzigen Präsidenten wird freilich durch die nicht besonders gute Wirtschaftslage Frankreichs getrübt. Das Bruttoinlandsprodukt ist gegenüber dem Vorjahr um mehr als zwei Prozent gefallen. Schlimmer noch ist allerdings die hohe Arbeitslosigkeit, die gleich hoch ist wie in den Vereinigten Staaten. Gegenwärtig sind selbst gemäss den geschönten offiziellen Statistiken in Frankreich 9,8 Prozent arbeitslos. Zum Vergleich: In Deutschland beträgt die Quote 8,3 Prozent, in Italien 7,4 Prozent, in Holland 5 Prozent und in der Schweiz lediglich 4 Prozent.

Hochkarätige Kommission

Der superaktive Sarkozy hat nun einen Ausweg gefunden, um Frankreich besser dastehen zu lassen – zumindest statistisch. An einer Pressekonferenz sprach er kürzlich von einer «grossen Revolution». Er plane eine Abkehr von der auf das Sozialprodukt fixierten «Religion der Statistik». Sarkozy behauptet gar, das Wachstum des Sozialprodukts zerstöre mehr, als es an Werten schaffe. Diese Behauptung ist völlig übertrieben und entbehrt jeder Grundlage, kommt aber in manchen Kreisen gut an. Die Mängel der Messung der wirtschaftlichen Aktivität mit Hilfe des Sozialprodukts sind den Ökonomen wohlbekannt. Ihre stetige Wiederholung machen sie weder schlimmer noch besser.

Präsident Sarkozy berief eine hochkarätige Kommission ein, die sich mit der «Messung der wirtschaftlichen Leistung und des gesellschaftlichen Fortschritts» befassen soll. Die Leitung wurde zwei Nobelpreisträgern der Wirtschaftswissenschaft übergeben, nämlich Joseph Stiglitz von der Columbia-Universität in New York und Amartya Sen von der Harvard-Universität. Unter den übrigen 23 Mit-

gliedern befinden sich weitere drei Wirtschaftsnobelpreisträger sowie die bekannten Ökonomen Nick Stern und Robert Putnam. Insgesamt sind elf Mitglieder aus den USA, drei aus England und acht aus Frankreich vertreten. Ein Inder und zwei Vertreter internationaler Organisationen vervollständigen die Kommission.

Der soeben veröffentlichte Bericht ist stark durch die beiden Vorsitzenden geprägt. Stiglitz setzt sich dafür ein, vermehrt die subjektive Lebenszufriedenheit der Bevölkerung mit Hilfe von Befragungen zu erfassen. Sen



Hyperaktivismus: Präsident Sarkozy.

plädiert für seinen Möglichkeitsansatz, bei dem etwa der Zugang zur Ausbildung oder zur Gesundheitsversorgung und die verfügbare Freizeit im Vordergrund stehen. Diese unterschiedlichen Betrachtungsweisen ergänzen sich gut; es ist sinnvoll, ein so komplexes Phänomen wie den «gesellschaftlichen Fortschritt» aus unterschiedlichen Werten zu betrachten. Der Bericht setzt sich kompetent mit den Schwächen des Sozialprodukts auseinander. Er ist zwar auch für Fachleute lesenswert. Fraglich ist allerdings, wie viele Nichtökonom die 291 Seiten (ohne technische Anhänge) lesen werden.

Hat Sarkozy sein Ziel erreicht, Frankreich besser dastehen zu lassen? Nur teilweise. Betrachtet man das verfügbare Haushaltseinkommen, erreichen die Franzosen lediglich 65 Prozent des amerikanischen Niveaus. Berücksichtigt man jedoch die Hausarbeit und die Freizeit,

Gerade hinsichtlich der Lebenszufriedenheit schneiden die Franzosen eher schlecht ab.

steigt das französische Niveau auf 85 Prozent des amerikanischen. Die durchschnittliche Lebenserwartung ist in Frankreich etwas höher als in den USA. Gerade hinsichtlich der Lebenszufriedenheit schneiden die Franzosen aber eher schlecht ab. Gemäss dem International Social Survey Program 1998 bezeichnen sich 79,8 Prozent der befragten Franzosen als «sehr glücklich» oder als «ziemlich glücklich»; in den USA sind es wesentlich mehr, nämlich 89,1 Prozent. Auch die Engländer, Dänen und Schweden bezeichnen sich als deutlich glücklicher als die Franzosen. Noch wesentlich glücklicher fühlen sich allerdings die Schweizer mit 90,5 Prozent. Sarkozy hat somit wohl sein Ziel verfehlt, Frankreich im Vergleich zu anderen Ländern, insbesondere den Vereinigten Staaten, besser aussehen zu lassen.

Ohne französischen Einfluss

Vermutlich unbemerkt ist Sarkozy in eine weitere Falle gelaufen. Die Franzosen sind bekanntlich stolz auf die Eigenständigkeit ihrer Wissenschaft, insbesondere der Ökonomie. Der Bericht der Kommission ist jedoch vollständig angelsächsisch geprägt. Ein französischer Einfluss ist nirgends zu bemerken – und dies zu Recht, weil französische Wissenschaftler in der Tat wenig zum Thema beigetragen haben. Sarkozy hat damit das Ende der *grandeur* der «französischen» Wirtschaftswissenschaft deutlich gemacht. Daraus folgt: Hyperaktivismus schadet zuweilen den eigenen Anliegen.

Bruno S. Frey arbeitet an der Universität Zürich. Er ist Forschungsdirektor von CREMA – Center for Research in Economics, Management and the Arts, Schweiz.

Zurich HelpPoint®



Damit auch Ihre finanzielle Vorsorge so wandlungsfähig ist wie Ihre Familie.

Zurich HelpPoint® ist für Sie da, wenn Sie mehr als nur eine Versicherung brauchen. Gerade wenn sich vieles im Leben verändert, muss man sich auf die finanzielle Absicherung für sich und seine Familie verlassen können.

Wir haben Versicherungslösungen entwickelt mit einer Garantie, die Ihr Kapital sicher gegen negative Marktentwicklungen schützt. Ganz flexibel, für alle weiteren Prinzessinnen oder Prinzen, die noch folgen. Erfahren

Sie mehr über *Zurich HelpPoint®* auf www.zurich.ch

Weil Sie uns wichtig sind.



Because change happenz®

Opportunisten an der Macht

Von Hansrudolf Kamer — In Europa hat der Wind gedreht. Auf die neue Linke folgt eine neue Rechte, die in gesellschaftlichen Fragen liberaler und progressiver geworden ist.



Techniker der Machterringung: Tory-Chef David Cameron.

Während die Bannerträger des politischen Einheits-Europa sich über die Iren freuen und über den einfallsreich widerborstigen Václav Klaus ärgern, hat auf dem alten Kontinent der Wind gekehrt. Ein Blick auf die politische Landkarte zeigt, dass sie sich von Rosa-rot nach Hellblau verändert. Es gibt ein Revival «gemäßigter» Konservativer.

Ein Blick zurück ist instruktiv. Im Frühsommer 1999 hatten der britische Premierminister Blair und der deutsche Bundeskanzler Schröder ein gemeinsames Manifest des «Dritten Weges» publiziert, das mit dem programmatisch klingenden Satz begann: «In fast allen Ländern der Europäischen Union regieren Sozialdemokraten.» Das war die Zeit, in der die EU-13 mit gütiger Mithilfe des französischen Präsidenten Chirac versuchte, Österreich die politische Linie zu diktieren. Heute dominiert Mitte-Rechts unter anderem in Deutschland, Frankreich, Italien, den Niederlanden, Dänemark, Finnland und Schweden. Deutlich geschwächt regiert die Linke noch in Grossbritannien und Spanien.

Diese Wellenbewegungen sind bemerkenswert. Die Ursachen sind nicht so einfach zu ergründen: Personen und Protagonisten, Wahlkampftechnik, landesspezifische Voraussetzungen aller Art, die Verfassung der jeweiligen Gegner – all dies vermag im Einzelfall sehr viel zu erklären. Dennoch scheint bei allen Unter-

schieden und Differenzierungen auch ein übergreifendes Phänomen im Spiel zu sein.

Wechselwinde verändern das Klima. Zurzeit stiehlt Mitte-Rechts nicht nur Wähler, sondern auch Ideen von Mitte-Links. Das war vor zehn Jahren umgekehrt. Im Manifest «Europa: der dritte Weg/die neue Mitte» wurden liberale, marktwirtschaftliche und sogar erzkapitalistische Rezepte zuhauf empfohlen. Einer älteren Generation der Linken galten solche Erkenntnisse als Ausgeburt des Teufels, dann einfach als angelsächsische Exzesse. Die Blairs und Schröders wilderten im Ideenpanorama von Reagan und Thatcher, wie sich heute Merkel und Cameron links bedienen.

Die Machtfrage steht im Vordergrund. Der abgehalfterte SPD-Vorsitzende Müntefering hatte im Februar 2001 apodiktisch erklärt, Mitte sei jeweils da, wo sich die linke Volkspartei SPD gerade befinde. Bewegliche und prinzipienarme Triangulatoren der ersten Stunde wie Bill Clinton in Amerika hatten es vorgemacht. Es ist für Historiker und Soziologen dennoch verführerisch, in der gegenwärtig sichtbaren Abwendung von der Sozialdemokratie in Europa langfristige und grundlegende Strömungen am Werk zu sehen. Die Finanzkrise ist in dieser Sicht ein relativ kurzfristiges Phänomen. Wandlungen in der Wirtschaft, vor allem der industriellen Produktion, die Dominanz

der Märkte als Regelungsinstrument und gewisse Schwächen des Nationalstaats dagegen sind längerfristige Trends, die nicht zugunsten der Sozialdemokratie wirken.

Die Parteikongresse von Labour und den Tories in Grossbritannien machten es sichtbar. In Brighton war eine vom langen Regieren ausgelegte Linkspartei zu sehen. Gordon Brown nahm die desperate Finanzlage des britischen Staates kaum zur Kenntnis und verzichtete darauf, harte Massnahmen zur Sanierung zu verkünden. Noch mehr Staatsausgaben waren sein Rezept. Auch die Tories hatten vor ihrer Heerschau in Manchester gezögert, den Wählern reinen Wein einzuschenken. Doch der Schattenkanzler Osborne brach mit der Tradition simpler Wählerbeschwichtigung. Er stellte unverblümt unangenehme Sparanstrengungen in Aussicht. Der *Economist* konstatierte bewundernd, Osborne sei vom Wunderkind zum «nationalen Sargträger» avanciert.

Ein altes Phänomen in neuer Fassung? Nur Präsident Nixon konnte nach China reisen und ein neues aussenpolitisches Kapitel beginnen. Die Mitte-rechts-Parteien sind besser befähigt, die Folgen der Finanzkrise zu bewältigen, als die Linke. Merkel kann überzeugender als Steinmeier argumentieren, dass es Korrekturen braucht, die das künftige Funktionieren der Marktwirtschaft garantieren. Es geht nicht um Klassenkampf, Regulierung und grossflächige Umverteilung, sondern um Wirtschaftswachstum und Wohlstandssicherung.

Die neue Rechte hat Ballast abgeworfen – sie ist in gesellschaftlichen Fragen liberaler und progressiver geworden. Sarkozy hat Partei und Regierung nach links und gegenüber Minderheiten geöffnet. Homosexuelle Führungsfiguren sind nicht nur in Deutschland, sondern auch bei den Tories inzwischen akzeptiert. Die Protagonisten der neuen Rechten sind Opportunisten und Pragmatiker, die neue Wähler abholen. Sie sind Techniker der Machterringung.

Wer die politische Mitte rechtzeitig besetzt, gewinnt oft Wahlen und verfügt über eine rechnerische Mehrheit, doch nicht über ein Mandat für eine bestimmte Politik. Die Orientierung hin zur Mitte, die Übernahme von Ideen und Vorstellungen der Gegenseite, taugt zwar als Formel für den Weg zur Macht, ersetzt aber programmatische Festlegung und Verpflichtung auf Dauer nicht. Erfolgreiches Regieren braucht klare Vorstellungen über Ziele und Mittel. Die politischen Grundhaltungen – die konservativ-individualistische und die links-kollektivistische – sind nicht eines sanften Todes gestorben. Sie bleiben aktiv.



Hansrudolf Kamer

Dr. phil., Experte für internationale Sicherheitspolitik. Ehemals Korrespondent in Stockholm, Jerusalem, Moskau und Washington sowie Auslandschef und stellvertretender Chefredaktor der NZZ.



Der grosse Wagen: der neue Golf Variant.

Beeindruckend ist nicht nur sein wertiges Äusseres. Hinter der grossen Heckklappe warten umklappbare Rücksitze und bis zu 1'550 l Stauraum. Für höchste Sicherheit unterwegs sorgen serienmässige Kopfairbags für Front- und Fondpassagiere sowie Seitenairbags vorn. Der optionale Parklenkassistent "Park Assist" und die Rückfahrkamera "Rear Assist" garantieren zudem maximalen Fahrkomfort. Überzeugen Sie sich selbst von der Wertigkeit des neuen Golf Variant: am besten bei einer Probefahrt. Der neue Golf Variant bereits für 28'500 Franken*.

Erst wenn ein Auto Innovationen allen zugänglich macht, ist es: Das Auto.

**Ab 16. Oktober bei Ihrem
Volkswagen Partner.**



Das Auto.



IHR ZENTRUM FÜR AUGENCHIRURGIE

EIN AUGE AUF DIE GESUNDHEIT HABEN

GRÜNER STAR

GRAUER STAR

Das Auge ist eines der wichtigsten und empfindlichsten Organe des Menschen. Probleme mit den Augen und der Sicht müssen ernst genommen werden und bedürfen einer sehr sorgfältigen Abklärung durch hoch qualifizierte und erfahrene Augenärztinnen und -ärzte. In unserer Klinik dürfen Sie sich in besten Händen wissen: wir sind auf die Augen Chirurgie, insbesondere auf die Behandlung bei grauem und grünem Star, spezialisiert. Bei unseren Spezialisten erhalten Sie eine fundierte Abklärung und individuelle Informationen über die in Ihrem Fall sinnvollste Behandlung. Wenden Sie sich für weitere Angaben an die Klinik oder direkt an die auf unserer Website vorgestellten Augenärzte. Sie werden sehen.

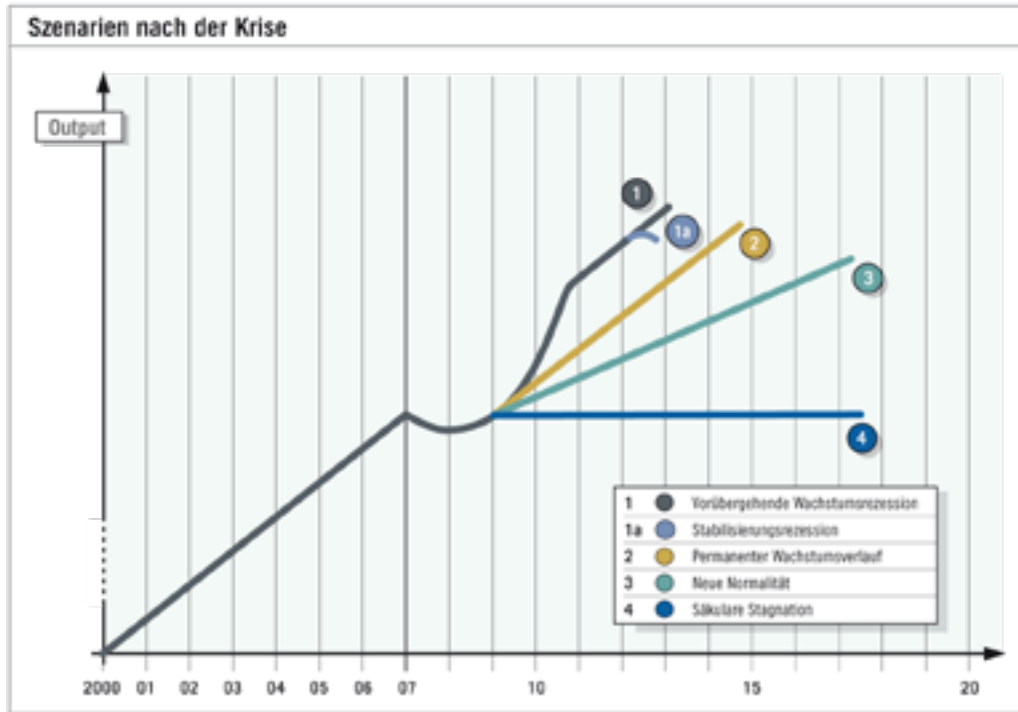


KLINIK PYRAMIDE  SPITZE AM SEE

BELLERIVESTRASSE 34, CH-8034 ZÜRICH, TEL. +41 (0)44 388 15 15, FAX +41 (0)44 381 26 26, WWW.PYRAMIDE.CH, INFO@PYRAMIDE.CH

Die neue Normalität

Von Silvio Borner — Die Schweiz meistert die Krise besser als andere Länder. Sie setzt im neuen Umfeld auf altbewährte Tugenden.



Die Schweiz steht relativ gut da: vier Wachstumsszenarien.

Die Ökonomie hat einiges an Anerkennung und Ansehen verloren, weil sie das grosse Übel nicht hat kommen sehen. Nun soll sie trotzdem Voraussagen machen, wie es weitergehen wird. Es ist ähnlich wie bei der Schweinegrippe-Pandemie. Auch die Mediziner streiten darüber, ob diese Krise nun bereits schon vorüber ist oder erst noch kommt – wenn sie überhaupt noch kommt. Sichere Prognosen gibt es hier wie dort nicht.

Die Finanzkrise ist weitgehend behoben. Ein Kollaps des Bankensystems als Folge der Subprime-Krise ist nicht mehr zu befürchten. Die Rettungsaktionen der Regierungen und Notenbanken sind in der grossen Mehrzahl zwar von Erfolg gekrönt, schaffen aber neue Probleme. Die akute Phase ist vorbei, aber die Rekonvaleszenz hat erst angefangen. Die Wirtschaftskrise, also der Rückgang der Produktion und der Beschäftigung, ist noch nicht überwunden, obwohl sich der Horizont fast überall aufgehellt hat. Die hohe und tendenziell weiter steigende Arbeitslosigkeit bleibt politisch und ökonomisch bedrohlich, ebenso der Trend zu mehr Protektionismus und mehr staatlichem Interventionismus.

Die Krise hinterlässt hohe volkswirtschaftliche Kosten auf vier Ebenen: erstens in den Bilanzen der Banken und Haushalte, zweitens in der Staatsverschuldung, drittens im Infla-

tionspotenzial und viertens in einem gesamtwirtschaftlichen Wachstumsverlust.

Enorme Vermögensvernichtung

Rezessionen als Folge von Finanzkrisen sind in der Rückschau immer schwerer und langwieriger als jene, die im realen Sektor sind. Denn sowohl bei den Haushalten wie im Unternehmenssektor bleiben enorme Vermögensvernichtungen zurück, die Staatsverschuldung ist höher, und der Finanzsektor ist für längere Zeit geschwächt. Anders als bei einer Naturkatastrophe verlieren die Menschen nicht nur Hab und Gut in Form der drastisch gesunkenen Werte der Liegenschaft oder des Wertschriftenportefolios, sondern sie leiden doppelt unter der im Boom aufgetürmten Schuldenlast. All dies drückt auf die private Investitionstätigkeit.

Keynesianer wie Paul Krugman sehen die Hauptgefahr darin, dass der Staat seine stimulierende und stützende Politik zu früh aufgibt und somit langfristiges Wachstumspotenzial zerstört. Neoklassische Ökonomen sehen im Gegenteil die grösste Gefahr in der Unfähigkeit der Politik, rechtzeitig die Finanz- und Geldpolitik von expansiv auf neutral oder gar restriktiv umzupolen. Erstere befürchten eine Deflation mit Stagnation, Letztere einen inflatorischen Aufschwung mit nachfolgender Sta-

bilisierungsrezession. Politische Ökonomen, zu denen ich mich zähle, befürchten eine Absenkung des Wachstumspotenzials auf mittlere Sicht. Dies ist die Folge der sowohl interessen- als auch wachstumspolitisch motivierten kombinierten Stimulierungs- und Investitionsprogramme. Verschärft wird dies durch den Verdrängungseffekt der Staatsschulden auf die privaten Investitionen.

Aus diesen Überlegungen kann man sich vier mittelfristige Wachstumsszenarien vorstellen, wie sie in der Illustration wiedergegeben sind. Das Szenarium 1 bedeutet eine schnelle Rückkehr zum alten Wachstumstrend, wobei 1a mit einer Stabilisierungsrezession verbunden ist. Szenarium 2 führt wohl auf die alte Wachstumsrate zurück, aber mit einem permanenten Wohlstandsverlust als Folge der Krise. Im Szenarium 3 steigt dieser Verlust wegen der kleineren Wachstumsrate mit der Zeit an, und bei 4 führt die Krise in eine säkulare Stagnation ohne reales Wachstum.

Die Schweiz steht aus verschiedenen Gründen relativ gut da. Sie hat dank ihrer Exportlastigkeit von den Stimulierungsmassnahmen der anderen profitiert. Sie hat bezüglich der internen Ankurbelung sehr zurückhaltend agiert. Zudem hat sie ihre Verschuldung massvoll erhöht und darf schliesslich dank der eigenen Währung sowie der unabhängigen Nationalbank damit rechnen, die Liquiditätsschwemme rechtzeitig trockenlegen. Die Szenarien 1, 1a und 4 sind somit höchst unwahrscheinlich. Am wahrscheinlichsten ist für mich Szenario 3, das auch als «neue Normalität» bezeichnet wird. Es geht um eine Entwicklung, die weder ein neues Zeitalter mit einem neuen Wirtschaftssystem einläutet noch einen Rückfall in eine langfristige Stagnation wie in den dreissiger Jahren bedeutet. Es handelt sich aber nicht um ein schnelles und nachhaltiges Emporschnellen auf den Wachstumspfad, den wir vor der Krise gekannt haben.

Diese «neue Normalität» kennzeichnet sich durch weniger Wachstum, höhere Arbeitslosigkeit, niedrigere Renditen und geschwächte Finanzmärkte. Konkret heisst das: keine Stagnation, aber weniger Wachstum, kein Kollaps des marktwirtschaftlichen Systems, aber gesteigener Staatseinfluss, keine Massenarbeitslosigkeit, aber hartnäckige strukturelle Beschäftigungsprobleme, keine Kreditklemme, aber vorsichtiger und teurere Kreditvergaben durch die Banken. Also insgesamt eher *back to normal*, aber eben nicht zur Scheinnormalität des letzten Jahrzehnts, die lediglich eine globale spekulative Blase war.



Silvio Borner ist Professor für Volkswirtschaft an der Universität Basel.

Grossmuftis und andere Nazis

Von Christoph Mörgeli

Saïda Keller-Messahli vom Forum für einen fortschrittlichen Islam befürwortete in Tele Züri das Verbot der Anti-Minarett-Plakate: «Mich erinnert die Aufmachung ganz stark an Plakate, die in den dreissiger Jahren zu Propagandazwecken benutzt wurden.» Also wie zur Nazi-Zeit?, so die Nachfrage. «Richtig, absolut», meinte die aus Tunesien stammende schrille Stimme des fortschrittlichen Islam.

Hoppla. Ist eine halbe Million Muslime irrtümlich in ein Nazi-Land eingewandert? Oder sollte Keller-Messahli nicht eher über das Verhältnis ihres Islam zum Nationalsozialismus nachdenken? Der Grossmufti von Jerusalem, Mohammed Amin al-Husseini, gehörte zu den glühendsten Anhängern der Nazis. Er lebte seit 1941 in Berlin, wurde SS-Mitglied, traf Hitler, Himmler und Heydrich und mobilisierte zahlreiche Muslime für die Waffen-SS. Der Geistliche inspizierte die Gaskammern in Auschwitz, beteiligte sich aktiv am Holocaust und rief zum Dschihad auf: «Ich erkläre einen heiligen Krieg, meine Brüder im Islam! Tötet die Juden! Tötet sie alle!»

Nicht erst seither wuchert der Judenhass wie ein Krebsgeschwür im islamischen Raum. Die ägyptische Muslimbruderschaft orientierte sich am faschistischen Führerprinzip und Einparteiensstaat. Gamal Abdel Nasser beherbergte Nazi-Verbrecher und nannte den millionenfachen Judenmord eine «Lüge». Während der Eichmann-Prozesse bedauerten viele arabische Kommentatoren, dass der Nazi-Scherge sein Vernichtungsgeschäft nicht ganz zu Ende geführt hatte. Der iranische Staatspräsident nennt den Holocaust eine blosser Erfindung zur Rechtfertigung der Existenz Israels. Bei Regierungstellen, Redaktionen und Universitäten, selbst bei «gemässigten» Muslimen ist die Israelfeindschaft selbstverständlich. Und geht fliessend in Judenfeindschaft über. Familienserien und Videoclips von Hisbollah oder Hamas zeigen angebliche jüdische Ritualmorde.

Hitler faszinierte nicht nur Saddam Hussein. Die staatlich kontrollierte ägyptische Tageszeitung *Al-Akhbar* schreibt: «Lasst uns bei Hitler bedanken.» Übersetzungen von «Mein Kampf» oder der Hetzschrift «Protokolle der Weisen von Zion» sind im Nahen und Mittleren Osten weit verbreitet. Antisemitische Karikaturen in dortigen Zeitungen stehen jenen des *Stürmers* in nichts nach. Doch Saïda Keller-Messahli wittert den Nazismus hinter einem Schweizer Abstimmungsplakat.

Der Autor ist Historiker und SVP-Nationalrat.

Wahlen 2011: 250 000 Arbeitslose

Von Peter Bodenmann — Die Geschichte wiederholt sich: Der zu harte Franken zerstört flächendeckend Arbeitsplätze.



Euro statt Franken: Einkaufen in Deutschland.

Zurzeit durchlebt der Kapitalismus die tiefste Krise seit Jahrzehnten. Eine toxische Kombination von Überakkumulation und Überproduktion treibt weltweit Millionen von Menschen in die Arbeitslosigkeit. Weil Einkommen und Vermögen immer ungleicher verteilt werden, fehlt es an Nachfrage.

Als die amerikanischen Häuserkäufer die Zinsen nicht mehr bezahlen konnten, mussten die Staaten mit Billionen von Franken die Banken retten, um vorerst das Schlimmste zu verhindern. Die Staaten retteten die neoliberalen Staatsfeinde und ihre Boni, anstatt die Banken zumindest vorübergehend zu verstaatlichen. Deshalb hat – Peer Steinbrück *dixit* – das neue Komasaufen schon wieder angefangen.

Ein kräftiger Aufschwung ist nicht in Sicht. Die Erholung wird schleppend sein und an die mehr als zehnjährige japanische Grippe erinnern. 2011 – zum Zeitpunkt der nächsten Nationalratswahlen – werden 250 000 Menschen arbeitslos sein.

In den achtziger und neunziger Jahren verfolgte die Nationalbank eine Politik des harten Frankens und der hohen Zinsen. In den ersten Reihen der lange erfolglosen Kritiker standen damals Serge Gaillard von den Gewerkschaften und Nicolas Hayek vom Werkplatz Schweiz. Ein Blick in den Rückspiegel der Geschichte lehrt: Die Nationalbank hatte 150 000 Arbeitsplätze zerstört.

Wiederholt sich die Geschichte? Vieles spricht dafür. Weil in der gegenwärtigen Krise noch zu wenig Kapital zerstört worden ist, wird mit allem spekuliert. Mit Gold, Öl und Gas. Und mit dem Schweizer Franken.

Argumente der Anti-Euro-Frontisten

Die 28-Tonnen-Limite ist weg. Die Personenfreizügigkeit realisiert. Das Steuerhinterzieher-Geheimnis eine Leiche. Das Referendum gegen das Cassis-de-Dijon-Prinzip kläglich gescheitert. Die Schweiz ökologisch kein Vorreiter mehr, sondern ein Nachzügler.

Bleibt der Schweizer Franken. Die Argumente der Anti-Euro-Frontisten: Ein Land mit eigener Währung kann durch Zins- und Kurspflege seine Interessen wahrnehmen. Die Fakten belegen das Gegenteil: Der Schweizer Franken wurde innerhalb eines Jahres – im Vergleich zum alles entscheidenden Euro – acht Prozent teurer. Das Geld fehlt in den Kassen der Unternehmer und der Lohnabhängigen.

Zwei Möglichkeiten stehen im Raum: Erstens, die Nationalbank ist zu schwach, um den Wechselkurs des Schweizer Frankens auf 160 Rappeli pro Euro aufzuweichen. Oder sie will dies gar nicht. Was ist schlimmer?

Nicolas Hayek wird älter. Serge Gaillard ist Chefbeamter. Nachwuchs ist nicht in Sicht.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Die Kunst des Knetens

Von Kurt W. Zimmermann — Man muss mit Anstand verlieren können. Doch plötzlich will der *Blick* wieder gewinnen.

Am besten hat den Boulevardjournalismus der Chefredaktor des amerikanischen *National Enquirer* beschrieben. «Wenn wir die Leser sauber informieren», sagte er, «dann ist das normalerweise ein Unfall.»

Informationen sind für Boulevardjournalisten kein originärer Stoff. Informationen sind für sie eine Knetmasse. Die Masse wird so lange geknetet und gewalkt, bis daraus etwas entsteht. Es entsteht eine Story. Die Story muss nicht primär informieren. Sie muss knallen.

Nun soll also auch der *Blick* wieder knallen. Seit dieser Woche kommt er in neuem Format daher. Das allerdings wird keinen Einfluss darauf haben, ob dem serbelnden Blatt die Trendwende gelingt. Entscheidend ist nur, ob die Redaktion wieder gutgeknetete Storys liefert.

Noch immer ist die britische *Sun* die beste Boulevardzeitung der Welt. Ihre berühmteste Schlagzeile ist vom 13. März 1986: «Freddie Starr Ate My Hamster». Der prominente britische Komiker Freddie Starr hatte seine Freundin Lea La Salle gebeten, ihm ein Sandwich zuzubereiten. Als sie sich weigerte, packte er ihren Hamster, genannt Supersonic, legte ihn zwischen zwei Scheiben Weissbrot und ass ihn auf.

Das ist gut. Prominente auf Abwegen sind immer gut. Gut ist es, wenn sie Hamster essen, Fehlgeburten haben, sich scheiden lassen, den Busen vergrössern lassen, Drogen nehmen, öffentlich urinieren, Übergewicht haben, Krebs bekommen, nackt baden oder ausserehelich kopulieren. Das ist das Erfolgsrezept, auch für den *Blick*.

Wem diese Liste etwas unanständig vorkommt, der hat es erfasst. Der *Blick* hatte in den letzten zwanzig Jahren im Grunde nur ein Problem: Er war anständig.

Im Jahre 1986 erreichte der *Blick* mit einer Auflage von 382 000 Exemplaren den Höchststand. Das war nicht das Verdienst der Redaktion. Baumeister des Grosseffolgs war Hans Jürg Klöti, der damalige Verlagsleiter des Blatts. Klöti überschwemmte die Schweiz via *Blick* mit Millionen von Bingo-Karten. Die Auflage explodierte.

Als das Bingo-Fieber nachliess, sank die Auflage logischerweise. Bei etwa 300 000 hätte man sie stabilisieren können, wenn Herausgeber Ringier smart gewesen wäre. Doch Ringier war dumm. Ringier wies seine Journalisten an, anständig zu werden. Das taten sie, die Auflage sank auf die heutige Marke von 215 000.

Die Anständigkeit zeigte sich zuerst politisch. Der *Blick* schwenkte auf die Linie linker Weltverbesserung ein. Das Blatt vergötterte



Rückkehr nach Flop: *Blick*-Chef Grosse-Bley.

Asylanten, Sozialismus und EU-Beitritt und hasste dafür Christoph Blocher und die SVP. Der Hass wurde immer grösser, je mehr der SVP-Wähleranteil stieg und je mehr die *Blick*-Auflage sank.

Auf Schmusekurs mit Prominenten

Die Anständigkeit zeigte sich ebenso im Zugriff auf die Beute. Der *Blick* ging auf Schmusekurs mit den Prominenten dieses Landes. Er begann sogar, ihre Privatsphäre zu respektieren. Er interessierte sich nicht mehr dafür, wenn Prominente Hamster assen oder kopulierten.

Dazu kam Pech. Als der *Blick* ausnahmsweise unanständig wurde und bei Botschafter Thomas Borer eine Sexaffäre vermeldete, erwies sich die Story als Flop. Verantwortlich für den Flop war Ralph Grosse-Bley, der danach gefeuert wurde und inzwischen als Chefredaktor zum *Blick* zurückgekehrt ist. Er ist Deutscher und hat das Geschäft bei *Bild* gelernt.

Wenn man den *Blick* über die letzten Monate gelesen hat, dann kam erstmals seit langem wieder Behagen auf. Grosse-Bley hat die Kunst des Knetens wieder auf der Redaktion etabliert. Er zeigt ein Flair für Unanständigkeit. Es schmuddelt wieder im *Blick*, es wimmelt wieder von «Monstern» und von «Skandalen».

Weiter so, bitte. Nur mit Unanständigkeit kann der *Blick* wieder eine anständige Auflage erreichen.

«Sexarbeiterin» mit Bio-Label

Von Peter Keller

Don Juan und die Sexarbeiterin» – so heisst keine neue sozialkritische TV-Doku des Schweizer Fernsehens. Auf diese Begrifflichkeit hat sich die Aids-Hilfe beider Basel (AHBB) verständigt, wenn ein Freier eine Nutte aufsucht. «Freier» und «Nutte» sind also vorgestrig. Bei der AHBB darf sich jeder Mann als Don Juan fühlen, der eine Frau flachlegt, indem er zweihundert Franken aufs Nachttischchen blättert. Unter www.don-juan.ch kann sich besagter Herzensbrecher zudem «Tipps und Infos» abholen, ganz nach dem dort formulierten Motto: «Geniessen Sie die Lust und das Abenteuer als Freier – ohne schalen Nachgeschmack...» Wer bis heute am Sinn der Millionenbeiträge an die Aids-Prävention gezweifelt hat, weiss jetzt wenigstens, warum.

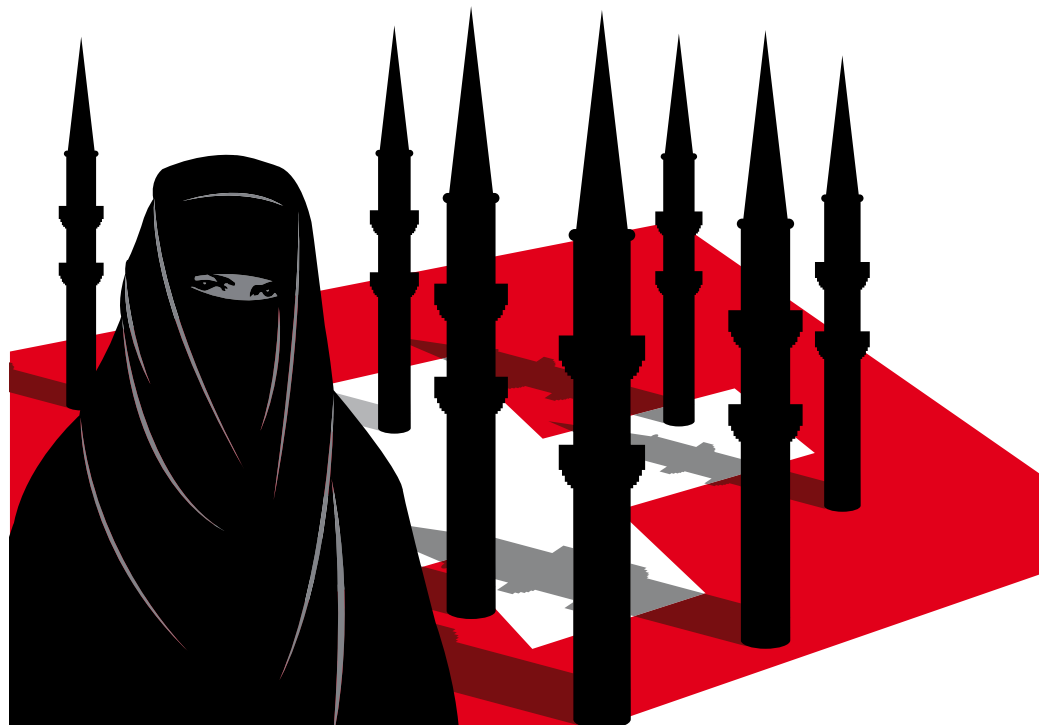
«Sexarbeiterin» als Berufsbezeichnung für Dirne kann nur einem zwinglianisch verseuchten Gehirn entsprungen sein, wo selbst Sex mit Arbeitsethos, Fleiss und Pünktlichkeit verknüpft wird. Dazu schwingt bei der «Sexarbeiterin» ein Hauch Klassenkampf mit. Weil der SP die traditionelle Arbeiterschaft abhandengekommen ist, adelt sie jetzt andere Berufsgruppen mit diesem Prädikat: den Sozialarbeiter, den Kulturarbeiter, die «Sexarbeiterin». Auch Nicole Wehrle könnte sich gewissermassen «Sexarbeiterin» nennen; nur lebt sie davon, dass andere mit Sex arbeiten. Sie gehört dem Team der Aids-Hilfe beider Basel an und ist dort für die Betreuung sogenannter Mediatorinnen zuständig: «Fünf Mediatorinnen verschiedener kultureller und sprachlicher Herkunft überbringen die HIV-Präventionsbotschaft ihren Landsfrauen, die im Sexgewerbe arbeiten.» Das lässt sich kaum schöner ausdrücken.

Nicole Wehrle hat eine Vision. Gegenüber dem *Tages-Anzeiger* schlägt die Fachfrau für Arbeit im Sexgewerbe vor, dass der Staat Bordelle mit Minimalstandards betreibt. Man könnte sich Frau Wehrle gut als adrette, aber doch strenge Rezeptionistin vorstellen, die jeden ankommenden Don Juan mit ihrer Präventionsbotschaft empfängt und ihn einer «Sexarbeiterin» zuweist, nachdem er sich zur Einstimmung einen zehnminütigen Aufklärungsfilm über Geschlechtskrankheiten ansehen durfte. «Ich kenne Freier, die bei den Prostituierten gerne auf ein Label setzen würden», ergänzt Wehrle, «wie beim Biogemüse.» Zum Beispiel das Label GJGR: Garantiert junges Gemüse aus Rumänien.

Im Internet

www.weltwoche.ch/wortkontrolle

«Die Scharia steht diametral zu jenen elementaren Freiheitsrechten, die in unserer Bundesverfassung verankert sind.» *Hardy Reutlinger*



Nicht in allen Kantonen erlaubt: SVP-Plakat für die Anti-Minarett-Initiative vom 29. November.

Der Islam kennt keine Gnade

Nr. 41 – «Darf dieses Plakat verboten werden? Nein»; Roger Köppel, Philipp Gut, Pierre Heumann und Peter Keller über die Debatte rund um die Minarett-Initiative

Bei einem Vergleich der beiden «Religionen» fällt viel eher ein Widerspruch zwischen ihnen auf. Der Islam kennt absolut keine Gnade. Ich möchte das, was wir beim Christentum unter Gnade verstehen, beim Islam eher als Rechthaberei bezeichnen. Vorkommnisse dieser Art erleben wir heute in der Politik mehr als zur Genüge (Libyen). Ein ganz besonderes Thema ist die verbindliche Rechtsordnung, die Scharia. Der Islam verbreitet in klarem Gegensatz zu allen andern Weltreligionen nicht bloss eine Glaubenslehre, sondern auferlegt seinen Anhängern mit der Scharia auch eine verbindliche Rechtsordnung. Das Scharia-Recht steht in diametralem Gegensatz zu jenen elementaren Freiheitsrechten, die in der Schweiz demokratisch beschlossen und in der Bundesverfassung verankert worden sind. Dass jeder Mensch vor dem Gesetz gleich ist, anerkennt die Scharia nicht. Sie gewährt Rechte nur den Gläubigen. Ungläubige dürfen – oder müssen – verfolgt werden. *Hardy Reutlinger, Schlieren*

Es ist unglaublich, was hier abläuft: eine Appeasement-Politik der Medien gegenüber dem Islam wie bei Neville Chamberlain gegenüber Hitler vor dem Zweiten Weltkrieg. Statt die Auseinandersetzung zu führen, wie viel Islam

die Schweiz verträgt und ob es weiterhin ratsam ist, Unterschichtimport aus islamischen Kulturkreisen zu betreiben, der nachher zur Hälfte mit Sozialhilfe unterstützt werden muss, wird das Maulkorbgesetz zur Zensur missbraucht. *Peter M. Linz, Büsserach*

Wer sich an die Abstimmungskampagnen der SVP aus der Vergangenheit erinnert, den kann dieses neueste unappetitliche Plakat nicht wirklich überraschen. Trotzdem kann und darf dies kein Grund sein, die Plakate, wie das in der Stadt Basel der Fall ist, zu verbieten. Dies verhilft den Befürwortern eines Minarett-Verbots zu mehr Publizität, als sie eigentlich verdient hätten. Ich bin überzeugt, dass die Stimmbürger nicht das übertrieben Plakative, sondern die Inhalte und Argumente gewichtet werden, und dann wird diese Initiative haushoch bachab geschickt werden. Bleibt noch die Sicht von aussen auf die Schweiz. Diese Abstimmungskampagne wird so oder so Schlagzeilen machen im Ausland. Trotzdem muss das Recht auf freie Meinungsäusserung höher gewichtet werden. *Pascal Merz, Sursee*

Der Vormarsch des Islam im Westen muss gestoppt werden, wenn wir nicht die säkularen Errungenschaften der letzten vierzig Jahre verlieren wollen. Ein Minarett verkörpert den öffentlich gemachten Anspruch auf die Geltung von Scharia, Unterdrückung der Frauen und Andersgläubiger bzw. Nichtgläubiger etc.

Nach einem Nein würden bald eigene Rechtssysteme, eigene Institutionen im Namen der Toleranz und Religionsfreiheit gefordert werden. Freiheit ist eine ständig hart zu erkämpfende Institution, die nicht mit falsch verstandener Toleranz relativiert werden darf.

Walter Rohrer, Münsingen

Die Meinungsfreiheit ist ein wichtiges Recht, das es zu schützen gilt. Doch dass die *Weltwoche* die aktuelle SVP-Kampagne nicht nur unterstützt, sondern mit dem Plakatabdruck auf der Titelseite noch weiter verbreitet, finde ich mehr als unangebracht. Ich hoffe, dass die Gegner der Initiative die Gelegenheit bekommen, ihr Inserat in der nächsten Ausgabe zu platzieren. *Marcel Frikart, Bern*

Der Islam erlaubt den hier lebenden Muslimen, dass sie den mit einer modernen Demokratie unvereinbaren islamischen Gottesstaat mit der dazugehörigen Scharia nicht anstreben, weil sie hier noch nicht die Mehrheit haben. So streben sie vorerst nur die Mehrheit an. Wer aber die Geburtenraten der hier lebenden Muslime mit derjenigen der übrigen Bevölkerung vergleicht, weiss, wie viele Generationen wir noch in einer Demokratie leben dürfen. Jede Hochkultur ging bisher zugrunde; unsere geht aufgrund unserer multikulturellen Anschmiegsamkeit unter. *Alice Filli, Thun*

Ein Verbot des Plakats für die Minarett-Initiative ist ebenso illiberal und undemokratisch wie ein Minarett-Verbot. Gegen Ersteres kämpft die *Weltwoche* legitimerweise, allerdings mit verbalen Tiefschlägen («talibanartig», «Wächterrat»), welche die Forderung nach einer «unbefangenen politischen Diskussion» desavouieren. Auf eine kritische Auseinandersetzung mit der Initiative verzichtet sie hingegen. Als Beleg dafür, dass Minarette als Machtinstrumente christliche Kirchen überragten und in den Schatten stellten, dient ein Foto, auf dem das Minarett an der Forchstrasse in Zürich wesentlich grösser zu sein scheint als der Turm der Balgristkirche. Wer dieses Bild geschossen hat, muss bei der Wahl seines Standorts sehr findig gewesen sein. Betrachtet man die Situation von der Tramhaltestelle Balgrist, sieht man, dass das Minarett, das in diesem Quartier noch nie jemanden gestört hat, etwas mehr als halb so hoch und viel unauffälliger ist als der Kirchturm. Hat die *Weltwoche* es nötig, mit einer derart offensichtlichen üblen Manipulation in den Abstimmungskampf einzugreifen? *Ulrich Pfister, Zürich*

Die Tatsache, dass die *Weltwoche* das SVP-Plakat gleich zweimal abdruckt, ist beschämend. Sie unterstützt damit eine Kampagne, die (einmal mehr) eine gesamte Glaubensgemeinschaft, deren Tun und deren Entwicklung durchaus mit kritischer Beobachtung beglei-

tet werden müssen, undifferenziert in ein und denselben (terroristischen) Topf wirft.

Marcel Falk, Lörrach (Deutschland)

Dem «Editorial» von Roger Köppel ist in der Substanz sicher zuzustimmen. Das Plakatverbot in Basel war aus juristischer und politischer Sicht ein unüberlegter, eventuell auch falsch überlegter Schnellschuss. Aber man könnte die Thematik auch einmal aus einer etwas anderen Optik betrachten: Die Initianten-Partei verwendet zum wiederholten Mal ein ausgesprochen provokatives Abstimmungsinsert (siehe schwarzes Schaf) mit der voraussehbaren Folge, dass sich die öffentliche Diskussion auf die Werbung konzentriert. Kann die von ihnen angestrebte Fokussierung auf das eigentliche Abstimmungsthema nicht besser erreicht werden, wenn die Initianten weniger marginal und dennoch attraktiv werben?

Dr. Hans-Rudolf Widmer, Basel

Wöchentlich werden schockierende Bilder aus Ländern gesendet, die im Einflussbereich des Islam sind. Nebst vielem Schrecklichen sind auch Frauen mit Kopftuch, Burkas mit Schlitz oder Gitter ständig präsent. Kein Mensch, keine Organisation, keine politische Gruppe verbietet diese Bilder. Es gibt weder einen Medienrummel noch eine Reaktion des «rot-grünen Wächterrates». Jetzt verursacht ein Plakat einen Riesenwirbel. Plötzlich sind Bilder, die eine Frau mit Burka zeigen, zu verbieten. Rassistisch sei das, frauenverachtend und gegen die Religionsfreiheit. Man kann zur Initiative stehen, wie man will, aber schizophrener geht's kaum. *Ernesto Campomori, Oberdorf*

Im aktuellen Islam wird Toleranz als Schwäche ausgelegt. Andere Religionen werden, gelinde gesagt, als minderwertig betrachtet. Indirekt sagt man auch ja zu einer sehr frauenfeindlichen Kultur. Das sind leider Tatsachen, und da hat Toleranz keinen Platz (mehr). Wir leben hier in einer christlichen, abendländischen Kultur, in der Minarette schlicht keinen Platz haben. Es ist mehr als nur tolerant, dass Mus-

lime ihren Glauben frei in der Schweiz praktizieren können. Das stellt nicht einmal die Initiative in Frage. Warum wird unliebsamer Kritik gerne das Rassismus-Mäntelchen umgehängt? Ich habe keine Lust, aus falsch verstandener Toleranz in meinem Heimatland irgendwann nur noch Gast zu sein.

Christian Rickenbacher, Schötz

«Kauft nicht bei Juden» war und ist auch freie Meinungsäusserung. Damals hat es ein tragisches Ende gegeben. Das Minarett-Insert macht genau dasselbe wie damals die Nazis. Die Argumente von Roger Köppel ziehen nicht, auch wenn dessen Journalisten nach seinem Mund reden. *Jörg Caluori, Engelburg*

Eigenverantwortung belohnen

Nr. 41 – «Selbstbedienungsluxusladen»; Cédric A. George über das Gesundheitswesen

«Die Eigenverantwortung der Patienten ist zu stärken. Die Prämien müssen steigen.» – Diese «Logik» ist ja wohl der grösste Trugschluss! Im Gegenteil, die Prämienhöhungen werden das Konsumverhalten der Versicherten – ganz im Sinne der Ärzteschaft – noch anheizen. Wer mehr für die Krankenkasse bezahlen muss, will mehr aus ihr herausholen. Der einzige Anreiz zum Sparen wäre, wenn die Krankenkassen die Prämien nicht so bequem und undifferenziert nach Jahrgang abstufen würden, sondern nach Leistungsbeanspruchung. Wer z.B. die Leistungen der Krankenkassen nicht in Anspruch nimmt, erhält einen Prämienbonus. So einfach könnte dem Konsumismus und Gigantismus im Gesundheitswesen entgegengewirkt und die Eigenverantwortung gestärkt werden. Aber daran ist weder die Ärzteschaft noch die Pharma- oder Apparateindustrie interessiert. *Marie-Therese Göbel-Kunz, Zürich*

Offensichtliche Mängel kopieren

Nr. 41 – «Akademischer Rummelplatz»; Mathias Binswanger über das Bildungssystem

Der Autor hat sehr präzise auf den Punkt gebracht, was ich in vielen Jahren als ETH-Dozent und Gastdozent an amerikanischen Universitäten erfahren habe. Es bleibt mir unverständlich, warum wir in der Schweiz die Fehler der Bildungspolitik anderer Staaten trotz offensichtlicher Mängel kopieren sollten. Wenn man das durchschnittliche Bildungsniveau von amerikanischen «Studenten» hautnah erfahren hat, schätzt man sich glücklich, an einer Institution zu wirken, an der nicht 70 Prozent zum Studium zugelassen werden. Der Wert eines Abschlusses wie zum Beispiel der Matura, den 90 Prozent der Studierenden in Finnland angeblich schaffen, sinkt damit in die Bedeutungslosigkeit ab, und ein akademischer Titel gilt in der Berufspraxis entsprechend wenig. *René Sperb, Dietikon*



Nächste Woche laden wir Sie auf kulinarische Entdeckungsreise nach Italien ein.

Am 22. Oktober liegt das Wein- und Genussmagazin von Weinkeller Riegger der «Weltwoche» bei. Wir wünschen Ihnen unterhaltsame Lektüre.

Gerne stellen wir Ihnen kostenlos weitere Magazine zu. Senden Sie uns eine E-Mail an info@riegger.ch oder besuchen Sie unsere Seiten im Internet unter www.riegger.ch

RIEGGER

Weinkeller Riegger AG

Langgass

5244 Birrhard

Telefon 056 201 41 41

www.riegger.ch

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich.

E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.

Das Kreuz mit dem Halbmond

Die Zahl der Muslime in der Schweiz nimmt rasant zu, brennende Fragen bleiben tabuisiert. Wie steht es mit ihrem Willen und der Fähigkeit, sich zu integrieren? Ist der Islam mit Rechtsstaat und Demokratie vereinbar? Von *Andreas Kunz, Philipp Gut, Urs Gehriger, Peter Keller und Pierre Heumann*

Die Wogen gehen hoch. Seitdem letzte Woche mehrere Schweizer Städte ein Plakat der Minarett-Initiative verboten haben (*Weltwoche* 41/09), werden erregte Debatten über die neue staatliche Zensur und den Umgang mit dem Islam geführt. Mit einem einzigen Plakat haben es die Initianten geschafft, das Thema zuoberst auf die politische Agenda zu setzen. Die Beachtung ist hoch, Medien rund um den Globus berichten. Bereits sind aus dem arabischen Raum erste Drohungen an die Adresse der Schweiz eingegangen.

Die Frage, ob Minarette in der Schweiz verboten werden sollen, steht im Grunde für eine weit wichtigere Diskussion. Es geht erst in zweiter Linie um bauliche Probleme, im Kern wird ein wachsendes Unbehagen sichtbar gegenüber den Muslimen in der Schweiz. Es stellt sich die Frage, ob die europäischen Trends auch in unser Land hineinreichen. Beobachten wir eine Radikalisierung der islamischen Szene? Verbirgt sich hinter dem Wunsch nach Minaretten eine politische Eroberungsstrategie? Ganz grundsätzlich: Welche Aussagen lassen sich über die Schweizer Muslime treffen und die Leute, die sie in der Öffentlichkeit vertreten? Und schliesslich: Wie reagiert die offizielle Schweiz?

Zunächst: Es fällt schwer, qualitative Aussagen über die muslimische Bevölkerung in der Schweiz zu machen. Die Muslime selber halten sich bedeckt. Amtliche Stellen sind sehr vorsichtig. Es fällt auf, dass der Diskurs über Muslime in der Schweiz ähnlich verquält verläuft wie die jüngst angelaufene Minarett-Debatte. Aus Angst, die Muslime allenfalls zu ärgern oder zu irritieren, schweigen Insider und Betroffene lieber.

1. Die Zahlen

Die Zahl der Muslime in der Schweiz ist in den letzten vierzig Jahren rasant gestiegen: Von lediglich 16 000 (1970) auf heute rund 320 000. Damit hat sich ihr Anteil an der Wohnbevölkerung von 0,26 auf 4,3 Prozent erhöht. Auffallend ist nicht nur das extrem rasche Wachstum, sondern auch der hohe Anteil der Jungen. Rund die Hälfte der Muslime, die zwischen Genf und St. Gallen leben, ist unter 25 Jahre alt. Die Muslime sind «zu einer neuen Komponente in der schweizerischen Kulturlandschaft» geworden, heisst es in einem Bericht der Eidgenössischen Ausländerkommission (EKA).

Die Einwanderung erfolgte in mehreren Schüben. Die ersten Muslime kamen, als die

Schweiz Ende der sechziger Jahre dringend Arbeitskräfte benötigte. Türkische Staatsangehörige machten den Anfang, bald kamen auch Jugoslawen. Sie hatten ursprünglich vor, Geld zu verdienen und dann rasch wieder in ihre Heimat zurückzukehren. Die ersten muslimischen Immigranten verhielten sich völlig unauffällig: «Ihre Kultur und religiösen Praktiken blieben fast ausschliesslich auf den Privatbereich beschränkt», schreibt die EKA. Das änderte sich, als die Schweiz in den siebziger Jahren den Familiennachzug bewilligte. Damit wurde die muslimische Präsenz in der Schweiz dauerhaft, zumal sich mittlerweile auch politische Flüchtlinge niedergelassen hatten: aus Bosnien, dem Kosovo, Nordafrika und Ländern südlich der Sahara.

Fast 90 Prozent der Schweizer Muslime stammen aus Ex-Jugoslawien und der Türkei. Sie leben grösstenteils in städtischen Regionen. Dort haben sie ein dichtes Vereinsnetz aufgebaut. Insgesamt gibt es rund 50 muslimische Vereine, zudem 130 Kulturzentren und

Verlässt eine Muslimin ihren Mann, wird sie von ihrer Umgebung als Hure betrachtet.

Gebetsstätten. Der grösste Teil der Muslime ist, wie die Christen, religiös nicht sehr aktiv. Auf etwa dreissig Prozent schätzen Fachleute die Anzahl praktizierender Muslime, auf etwa zehn Prozent die Zahl der regelmässigen Moscheebesucher. Stärker auf ihre religiösen Wurzeln besinnen sich die Muslime allerdings – ähnlich wie die Christen während der Weihnachtszeit – im Fastenmonat Ramadan.

Integrationshürden

Qualitative Aussagen sind weit schwieriger zu machen. Wie denken, wie verhalten sich die Schweizer Muslime? Die meisten leben eher zurückgezogen in kleinen Gruppen – eigentliche Gettos wie in London oder Berlin gibt es in der Schweiz höchstens in Basel (Quartier Kleinbasel) oder in den Vororten grösserer Städte. In die Öffentlichkeit traten Muslime in den vergangenen Jahren vor allem bei Debatten um muslimische Friedhöfe oder bei schulischen Forderungen wie der Befreiung vom Schwimmunterricht. Obwohl das Bundesgericht 2008 muslimischen Eltern verbot, ihre Kinder vom Schwimmunterricht fernzuhalten, steht es den Kantonen weiterhin frei, ob

sie Schwimm-Dispensationen für muslimische Kinder gewähren wollen. Sorge macht den Schulbehörden allerdings nicht das Fernbleiben vom Schwimmen, sondern die damit verbundene Ausgrenzung der Kinder, die eine Integration zusätzlich erschwert. Besonders Mädchen fehlen auf Anordnung der Eltern regelmässig an Schulanlässen oder müssen selbst im Sportunterricht ein Kopftuch tragen, während die Knaben vom Elternhaus eher verwöhnt werden, wie es unter Lehrern heisst. Interessant ist, dass Schüler aus islamischen Kulturen verglichen mit anderen Migrationsgruppen schlechtere Leistungen erzielen, da sie mehrheitlich der sozialen Unterschicht angehören. Das lässt darauf schliessen, dass die Integration über Leistung und Wettbewerb in der Schweiz eher zäh verläuft.

Frauen unter der Knute

Die Stellung der Frau in muslimischen Gemeinschaften der Schweiz folgt den bekannten patriarchalischen Mustern. Auch hier gilt: Jungfräulichkeit vor der Ehe ist das oberste Gebot. Wer es missachtet, läuft Gefahr, diskriminiert oder mit dem Tod bedroht zu werden. Laut einer Untersuchung der Stiftung Surgir aus dem Jahre 2006 sind in der Schweiz «tausende Frauen» Opfer einer Zwangsheirat und leben häufig in unglücklichen Beziehungen, die mit häuslicher Gewalt einhergehen. Den Ausländerämtern liegen immer wieder Hinweise auf Zwang und Misshandlung vor, aber solange die betroffenen Frauen keine Anzeige erstatten und gedrängt werden, den Konflikt innerhalb der Familie zu lösen, gelangen nur die drastischsten Fälle an die Öffentlichkeit.

Beratungsstellen wie «zwangsheirat.ch» verzeichnen eine zunehmende Zahl an Hilfesuchenden. «Mit der Diskussion über das Thema fällt auch die Hemmschwelle für die Betroffenen», sagt Sprecherin Anusooya Sivaganesan. Besonders häufig seien sogenannte Ferienverheiratungen, die während Reisen in die Heimatländer erfolgen. Eine Integration der Frauen wird mit einem Partner, der kein Wort Deutsch spricht, aber sofort die Rolle des Familienoberhaupts übernimmt, weiter erschwert.

Verlässt eine muslimische Frau ihren Mann, geht sie fremd (oder wird auch nur des Fremdgehens verdächtigt), wird sie von ihrer Umgebung als Hure betrachtet. Selber schuld ist die Frau auch, wenn sie vergewaltigt wird oder sich ein «unpassender Mann» in sie verliebt.



Protest gegen Mohammed-Karikaturen: Muslime am 11. Februar 2006 vor dem Bundeshaus in Bern.



Erste Drohungen: Plakat für die Minarett-Initiative.

Innerhalb der Familien werden solche Frauen physisch und psychisch massiv unter Druck gesetzt und gelegentlich sogar mit dem Tod, einem «Ehrenmord», bedroht.

Anders als Deutschland oder Grossbritannien erfasst die Schweiz die Anzahl solcher Morde nicht. In die Medien gelangen jährlich vielleicht zwei bis vier Fälle. Fachleute befürchten allerdings eine hohe Dunkelziffer.

Für Aufsehen sorgte im Juli 2005 ein 26-jähriger Pakistaner, der seine Frau mit einem Hammer erschlug und zu 18 Jahren Gefängnis verurteilt wurde. Der Mann war einige Tage vor der Hochzeit in die Schweiz gereist, seine Ehefrau – die gleichzeitig seine Cousine war – lebte bereits seit ihrem dritten Lebensjahr im Tessin und hatte sich gut integriert. Sie machte eine Ausbildung als Verkäuferin und wollte nach der von den Eltern arrangierten Heirat weiter arbeiten und ein unabhängiges Leben führen. Der Ehemann verbot es, sie verlangte die Scheidung. Darauf erschlug er sie im Schlaf mit einem 1,5 Kilogramm schweren Hammer. «Sie folgte meinen Verboten nicht, las den Koran nicht, kochte und putzte nicht und liess es mir gegenüber an Respekt fehlen», sagte der Pakistaner vor Gericht.

2007 erstach ein 22-jähriger Türke einen Kollegen mit einem Messer. Der Grund: Das Opfer hatte zuvor in einer Disco eng mit einem Mädchen getanzt und es dabei an der Hüfte berührt. Darauf stellte ihn die türkische Clique auf dem Parkplatz zur Rede; «ungebührlich» und «anstössig» nannten sie sein Verhalten. Am nächsten Tag wurde er mit mehreren Stichen lebensgefährlich verletzt.

Wie stehen Muslime zu dieser rückständigen und brutalen Praxis ihres Kulturkreises? In Deutschland halten laut einer Umfrage

dreissig Prozent aller türkischen Studenten Ehrenmorde für legitim. Zahlen für die Schweiz gibt es keine.

Gewalt gegen Abtrünnige

Bedroht werden überdies Muslime, die sich von ihrem Glauben losgesagt haben, auch in der Schweiz. Zum Beispiel die 19 Mitglieder des Schweizer Ablegers des Zentralrats der Ex-Muslime. Sie fühlen sich von den Islamverbänden nicht vertreten und beklagen, dass religiöse Eiferer in Europa immer mehr Einfluss gewinnen. «Wir sind geflüchtet, um hier ein freies Leben führen zu können, und jetzt werden wir von der gleichen Entwicklung bedroht», sagte die Gründerin Mina Ahdi bei der Präsentation des Vereins im vergangenen Frühling. Sie fordert sogar einen Baustopp für

In Deutschland halten dreissig Prozent der türkischen Studenten Ehrenmorde für legitim.

Moscheen, da diese «Stätten der Desintegration» seien, wo «antiwestliche und antiemanzipatorische Gesinnung» verbreitet würden.

Den Moscheen in der Schweiz stehen schätzungsweise rund 150 Imame zur Verfügung. Sie stammen aus der Türkei, Albanien, Bosnien, Ägypten, Marokko oder dem Iran – und die wenigsten sind mit der Schweizer Kultur und Sprache vertraut. Was sie predigen und wofür sie stehen, ist unbekannt; sie publizieren ihre Reden weder in Büchern noch im Internet. In Österreich sorgte Anfang Jahr eine Studie für Aufregung, in der 210 islamische Religionslehrer ihre Ansichten kundtaten. Über zwanzig Prozent waren der Meinung, dass die

Demokratie mit ihrem Glauben nicht vereinbar sei. Gar ein Drittel glaubte, dass ein Muslim nicht zugleich Europäer sein könne. Über 18 Prozent äusserten Verständnis, wenn vom Islam abgefallene Muslime mit dem Tod bestraft werden. 8,5 Prozent fanden es nicht abwegig, wenn zur Verbreitung des Islam Gewalt angewendet wurde.

Terrordrohungen gegen die Schweiz

In der Schweiz gibt es Tausende Muslime, die seit langem hier leben, kein oder kaum Deutsch sprechen, strenggläubig sind und ihre Kinder religiös erziehen. Eine Radikalisierung durchlaufen allerdings, wie im Ausland, eher Muslime der zweiten und dritten Einwanderergeneration – oder aber konvertierte Schweizer.

In der jüngeren Vergangenheit habe es keine konkreten Hinweise auf Anschlagpläne in der Schweiz gegeben, schreibt das Bundesamt für Polizei im aktuellen Bericht zur Inneren Sicherheit Schweiz (BISS) für das Jahr 2008. Allerdings gebe es in der Schweiz nicht bloss propagandistisches und logistisches, sondern auch ein «operatives Potenzial», wie Verbindungen etwa zum Umfeld der in Deutschland ausgehobenen Sauerland-Zelle belegen.

Schlagzeilen gemacht haben in den letzten Jahren Extremisten, die im Internet gegen die Schweiz hetzten. 2005 verbreitete der ägyptische Polizeioberst Mohammed al-Ghanam, der als politischer Flüchtling Asyl erhalten hatte, auf mehreren dem Terrornetzwerk al-Qaida nahestehenden Webseiten Drohungen gegen die Schweiz, welche er als «den verachtenswertesten unter den Feinden des Islam» bezeichnete. Letztes Jahr verbreitete ein in der Schweiz lebender Tunesier einen dreiseitigen Text mit dem Titel «Botschaft an die Völker der Bundesschweiz» in mehreren dschihadistischen Internetforen. Darin wurden die Schweizer Bevölkerung, ihre Regierung und Sicherheitsbehörden aufgerufen, sich dem Islam «unterzuordnen».

Im Juni 2007 wurde ein tunesisch-marokkanisches Ehepaar verurteilt, das im Internet Propaganda für Terror und Gewalt verbreitet hatte. Die beiden ermöglichten terroristischen Organisationen und Exponenten aus dem Umfeld der Qaida die Verbreitung von Drohbotschaften und Bekennerschreiben nach Attentaten und Geiselnahmen.

Insbesondere im Bereich Internet-Terrorismus offenbaren sich bei der Observierung und Fahndung bemerkenswerte Lücken. So hatte die *Weltwoche* 2005 einen Fall von zwei Nordafrikanern aufgedeckt, die über eine längere Zeitspanne den Zentralrechner der Universität Genf missbraucht hatten, um dschihadistische Propaganda im Internet zu verbreiten. Weder die Genfer noch die Bundesbehörden hatten von dem Fall Kenntnis.

Aufgrund der Recherchen kam es zur Verhaftung und 2008 zur Verurteilung des Algeri-

Wir müssen handeln

Die gezielte Unterwanderung muslimischer Gemeinschaften durch Islamisten muss gestoppt werden. *Von Alice Schwarzer*



«Faschismus des 21. Jahrhunderts»: Alice Schwarzer, Autorin und Frauenrechtlerin.

Den vorletzten Silvester habe ich in Algerien gefeiert. In meiner «algerischen Familie». Wir haben bis nachts um vier getanzt, nach arabischen wie westlichen Klängen, klar. Wir, das war auf der algerischen Seite: meine Kollegin Djamilia, die fünf Jahre lang bei mir in Köln Zuflucht gesucht hatte, weil sie in ihrer Heimat in Lebensgefahr war; als unverschleierte Frau und kritische Journalistin stand sie ganz oben auf den Todeslisten der marodierenden Islamisten in den sogenannten *années noires*, die über 100 000 Menschen das Leben kosteten. Neben ihr rockte ihre gläubige, unverschleierte Schwester Zohra mit Ehemann Zahar; ein Händler, der in die Moschee geht und gerne Wein trinkt. Und die Töchter Lili und Mounia, die es in den schwarzen Jahren gewagt hatten, jeden Tag ohne Kopftuch zur Uni zu gehen, und die so manches Mal nur knapp überlebt haben. Nicht dabei war Djamilas alte Mutter, die jedes Jahr nach Mekka pilgert (und dort auch für mich betet).

Doch am ausdauerndsten tanzte der Sohn des Hauses, Ganoud, tief gläubig und tief lebenslustig. Wenn er mit uns durch die Stadt und an der Küste entlangstreifte, lautete jeder dritte Satz, mal ernst, mal lachend: «Alice, le prophète a dit ...» Natürlich habe ich ihn damit aufgezogen. Aber

ich habe ihn auch ernst genommen. Und er ist bis heute mein Massstab. Ganoud ist sauer über die «Arroganz und Hegemonie des Westens». Und wenn ich mal wieder die Islamisten angreife, frage ich mich: Was würde Ganoud wohl dazu sagen? Es würde mich tief beschämen, wenn er eines Tages auch mich in einen Sack mit den «arroganten Westlern» stecken würde. Bisher ist das nicht geschehen. Ganoud und ich, wir bleiben im Dialog. In einem echten Dialog.

Falsche und richtige Toleranz

Denn der falsche Dialog und die so lange praktizierte falsche Toleranz haben allen geschadet, nicht nur uns Westlern, sondern allen voran der Mehrheit der nichtfundamentalistischen Menschen im muslimischen Kulturkreis, Gläubigen wie Ganoud und Ungläubigen wie Djamilia.

Diese falsche Toleranz hat den Westen dreissig Jahre lang wegsehen lassen: beim Iran, wo die Menschenrechte seit 1979 mit Füßen getreten werden; in Afghanistan, wo die Taliban mit Unterstützung Amerikas die sowjetischen Besatzer verjagten und 1992 die Terrorherrschaft übernahmen; in Tschetschenien, wo nicht nur die russische Soldateska von Übel ist, sondern auch die Islamisten ein Problem sind, die bereits 1996 (!) die Scharia einführen; in Algerien, wo die sogenannten Afghanen, die aus dem

Krieg zurückgekehrten Söldner, das bis heute tieftraumatisierte Land in den 1990er Jahren erzittern liessen; in Schwarzafrika, wo der von den Gotteskriegen gezündelte Flächenbrand um sich greift – und in Europa, wo wir es zugelassen haben, dass mitten unter uns Menschen als «die Anderen», als Bürger/innen zweiter Klasse behandelt werden. «Die Kulturfalle» nannte das die Fatwa-verfolgte Khalida Messaoudi-Toumi, die als Mathematiklehrerin jahrelang auf der Flucht war und heute algerische Kulturministerin ist.

Dabei war alles von Anfang an klar. Als ich 1979 zusammen mit einer kleinen Gruppe französischer Intellektueller wenige Wochen nach der Machtergreifung Chomeinis im Iran war – dem Hilferuf entrechteter Frauen folgend –, haben wir mit vielen Verantwortlichen des neuen Regimes gesprochen: mit Ministerpräsident Bazargan (der wenig später ins Exil floh), mit Oberajatollah Talegani (der später ermordet wurde) und mit den neuen Führerinnen der Iranischen Frauenunion (von denen bald viele spurlos verschwanden). Diese in Granit gemeisselten «Heldinnen der Revolution» hatten den Schah mit der Kalaschnikow unter dem Tschador verjagt oder waren aus dem Exil zurückgekehrt.

Sie alle waren aufgeklärte und hochgebildete Menschen. Und sie alle antworteten auf unsere Fragen: Ja, wir wollen den Gottesstaat! Ja, wir werden die Scharia einführen, das ist Allahs Wille! Ja, selbstverständlich steht dann Tod durch Steinigung auf Homosexualität oder Ehebruch (der Frau)! Und dabei lächelten sie liebenswürdig.

Weltweiter Kreuzzug

Nein, die Islamisten haben nie einen Hehl aus ihren Absichten gemacht. So wenig wie einst die Nationalsozialisten. Auch in «Mein Kampf» stand ja schon alles drin. Auch damals hätten wir es wissen können, ja müssen. Und auch die fortschrittlichen Muslime haben lange, zu lange geschwiegen aus Angst, des «Verrats» bezichtigt zu werden. Die ersten, die redeten, waren die Töchter, die sich nicht länger wegsperren und zwangsverheiratet lassen wollten.

Als ich damals nach drei bewegenden Tagen den Iran wieder verliess, schrieb ich: «Sie alle waren gut genug, für die Freiheit zu sterben – sie werden nicht gut genug sein, in Freiheit zu leben.» Und seither habe ich nicht aufgehört, in *Emma* über den weltweiten Kreuzzug der Islamisten zu berichten und vor den Folgen zu warnen.

Mit der Folge für mich, dass mir das Etikett einer «Schahfreundin» und «Rassistin» angehängt wurde. Zahllose Artikel,

ja ganze Bücher sind über die angebliche «Islamfeindin» Alice Schwarzer veröffentlicht worden; meist kamen sie aus dem universitären, linken Milieu. Und oft von Konvertiten/-innen. Denn da hatte längst ein Schulterchluss stattgefunden zwischen Alt-Linken und Neu-Islamisten. Die alten Götter – Mao, Che Guevara, Pol Pot – sind tot, es lebe der neue Gott: Allahu akbar!

Islamisten auf dem Vormarsch

Seit Mitte der 1980er Jahre haben wir im Westen eine gezielte Unterwanderung der muslimischen Communitys durch die Islamisten zu verzeichnen. Ausgebildet werden die Agitatoren im Iran, in Ägypten oder Afghanistan, das Geld kommt aus Saudi-Arabien (ein Land, mit dem auch wir gerne Geschäfte machen). Diese Rattenfänger erzählen den arbeitslosen jungen Männern, sie seien die Grössten – und hätten das Recht, ihre sprachlosen Mütter ins Haus zu sperren und ihre freiheitsliebenden Schwestern unter den Schleier zu zwingen.

Zu den Fanatischsten gehören die Konvertiten/-innen, die eine grosse Rolle im pädagogischen und juristischen Bereich spielen. Auch innerhalb unseres Rechtssystems ist seit Anfang der 1990er Jahre eine systematische Unterwanderung zu verzeichnen. Ziel: die «Islamisierung» des Rechtsstaates, im Klartext: die Einführung der Scharia mitten in Europa. Partiiell ist das bereits gelungen.

Ja, ich werde immer wieder gefragt, ob ich keine Angst hätte, die Islamisten zu kritisieren. Angst wovor? Selbstverständlich müssen wir handeln! Und ich schätze mich glücklich, wenn es mir gelungen sein sollte, zur Aufklärung über diese Dunkelmänner (und ihre Gehilfinnen) beigetragen zu haben. Und ich freue mich über die vielen freundlichen Gesichter in aufgeklärten Ausländervierteln, wo Frauen wie Männer mir zustimmend zuwinken.

Doch auf einem bestehe ich als Nicht-Muslimin auch weiterhin: Mir geht es nicht um den Islam als Glauben – dessen beunruhigenden Reformstau sollen die Muslime/-innen bitte unter sich regeln, und zwar möglichst bald. Mir geht es ausschliesslich um den Missbrauch des Islam als politische Strategie. Denn eines ist klar: Das ist der Faschismus des 21. Jahrhunderts. Und diesmal im Weltmassstab.

Mehr von der Autorin über den Islamismus auf aliceschwarzer.de und in «Die Gotteskrieger und die falsche Toleranz» (Kiepenheuer & Witsch)

ers und des Marokkaners durch ein Genfer Gericht. In zahlreichen Ländern diente in jüngster Vergangenheit Kritik am Islam als Anschlagsmotiv. Prominentes Beispiel waren die gewalttätigen Reaktionen auf die Veröffentlichung der Mohammed-Karikaturen in dänischen Medien. «Auch die Minarett-Initiative wird in einigen Kreisen als antiislamisch empfunden und könnte islamistischen Gewaltextremisten zur Legitimation und Motivation für einen terroristischen Anschlag dienen», schreibt das Bundesamt für Polizei im «Bericht Innere Sicherheit».

Bei den bekannten Fällen von propagandistischer und logistischer Terrortätigkeit traten Islamisten nordafrikanischer Provenienz am prominentesten in Erscheinung. So auch im aktuellsten Fall eines 32-jährigen Franzosen algerischer Abstammung, den die französische Polizei am letzten Donnerstag verhaftet hat. Laut Behörden soll er übers Internet Kontakt zu Personen gehabt haben, die der nordafrikanischen Qaida nahestehen. In E-Mails seien vage gehaltene Pläne für Terroranschläge in Frankreich erörtert worden.

Der Verhaftete hatte seit 2006 einen Studienauftrag des Schweizerischen Nationalfonds. Diesen erfüllte er hauptsächlich in Genf am Cern und an der ETH Lausanne, wo er experimentelle Physik unterrichtete. Der Fall beschäftigte auch den Schweizer Inlandgeheimdienst. «Sie können davon ausgehen, dass der Dienst für Analyse und Prävention im Rahmen der gestellten Aufgaben ein Auge auf die Geschichte gehabt hat und aktiv gewesen ist», sagte Sebastian Hueber, Sprecher des VBS.

Aufgrund der grossen Diaspora-Gemeinschaft aus dem Balkan ist für die Schweizer Behörden der Islamismus mit südosteuropäischem Hintergrund von Bedeutung. Auch in der Schweiz lebe ein Personenkreis aus dieser Region, welcher der salafistischen Bewegung vom Westbalkan zuzurechnen sei, hält der Sicherheitsbericht fest. Einzelne Aktivisten sind in der Schweiz bereits mit radikalen Äusserungen oder Aufrufen zum Dschihad in Erscheinung getreten.

2. Die geistigen Führer

In Fernsehen, Radio und Zeitungen tauchen immer wieder dieselben Köpfe auf. Die mächtigsten Muslime sind Hisham Maizar (siehe Interview S. 36), Präsident der Föderation Islamischer Dachorganisationen in der Schweiz (FIDS), und Farhad Afshar, Präsident der Koordination Islamischer Organisationen Schweiz (KIOS). Der eine ist gebürtiger Palästinenser und Arzt aus dem Thurgau, der andere stammt ursprünglich aus dem Iran und lehrt Soziologie in Bern.

Beide sitzen im Schweizer Rat der Religionen, den die NZZ als «Männerrat» kritisiert hat. Sie mögen sich gegenseitig nicht, aber in den entscheidenden Punkten vertreten sie

ähnliche Ansichten. Zur Frage, ob in der Schweiz Scharia-Gerichte eingeführt werden sollen, sagte Afshar der NZZ, die staatliche Ordnung breche «nicht zusammen, wenn unterschiedliche Rechtssysteme parallel bestehen». Die Schweiz werde nicht darum herumkommen, Sonderrechte für die Muslime einzuführen.

Auch Hisham Maizar hat sich öffentlich zur Einführung der Scharia in der Schweiz bekannt. Allerdings halte er eine Diskussion zum jetzigen Zeitpunkt für «nicht opportun», wie er der NZZ erklärte: «Wir haben schon die Debatten um Terrorismus, Schwimmunterricht, die Minarette – da können wir nicht noch einen Streitpunkt gebrauchen.» Mittelfristig, da bestehen für Maizar keine Zweifel, müssen die Scharia-Gerichte kommen. Nur soll man derzeit aus taktischen Gründen nicht darüber reden.

Mit Fatih Dursun, Vorstandsmitglied der Vereinigung der Islamischen Organisationen in Zürich (VIOZ), rüttelt ein weiterer offizieller Islam-Vertreter an der Schweizer Rechtsordnung. Laut *Tages-Anzeiger* bekundet Dursun «grosse Sympathien» für Vorstösse zur Einführung der Scharia in der Schweiz. Das hiesige Rechtssystem müsse «flexibel» gestaltet werden, fordert der türkisch-schweizerische Doppelbürger, der die Muslime in der Eidgen

Auch Hisham Maizar hat sich öffentlich zur Einführung der Scharia in der Schweiz bekannt.

nössischen Kommission gegen Rassismus (EKR) vertritt. Schon vor Jahren liess sich Dursun in der NZZ *am Sonntag* mit dem Satz zitieren: «Verzichtet eine Frau auf das Kopftuch, wäre dies eine Sünde, für die sie sich vor Allah rechtfertigen müsste.»

Was ist von solchen Ideen der obersten islamischen Repräsentanten zu halten? Die aus Jemen stammende Politologin Elham Manea sprach im *Tages-Anzeiger* Klartext: «Allein die Forderung nach einem Schwimmdispens für Mädchen ist eine grobe Diskriminierung. Und wie stark kämen die Frauen erst unter die Räder, wenn für sie nicht mehr der Schweizer Rechtsstaat gelten sollte, sondern die patriarchale Wertordnung konservativer Muslime.»

Der diskrete Charme der Steinigung

Tatsächlich erstaunt es, welche Positionen die offiziellen Vertreter der islamischen Verbände zu zentralen Fragen der Menschenrechte einnehmen, ohne dass darüber eine wirkliche Debatte in Gang gekommen wäre. Selbst beim Thema Steinigung konnte sich Farhad Afshar in einem Interview, das die *Weltwoche* vor vier Jahren mit ihm führte, nicht zu einer klaren Aussage durchringen. «Es ist absurd, sich von

«Ich sehe keine Radikalisierung»

Der höchste Vertreter der Muslime in der Schweiz hat wenig Verständnis für die Vorwürfe an seine Religionsgemeinschaft.



«Mit dem Minarett identifizieren sich die Muslime mit dem Islam»: Hisham Maizar.

Weshalb ist das Minarett-Plakat aus Ihrer Sicht rassistisch und diskriminierend?

Es grenzt eine religiöse Minderheit aus, nämlich die Muslime in der Schweiz. Das Plakat wirkt entsprechend diskriminierend und polarisierend. Die Initiative will den Islam durch das Verbot von Minaretten stoppen. Das ist ein Verstoß gegen die Glaubens- und Gewissensfreiheit.

Warum sind Minarette für Sie so wichtig? Für die Ausübung des Glaubens sind sie letztlich irrelevant.

Ganz und gar nicht. Mit dem Minarett identifizieren sich die Muslime mit dem Islam. Dort, wo ein Minarett steht, ist auch unsere Gebetsstätte, wo wir den Gottesdienst abhalten können.

In einem Interview mit der NZZ am Sonntag haben Sie die Forderung nach Einführung der Scharia als vernünftigen Weg bezeichnet. Das wäre mit schweizerischem Recht allerdings nicht vereinbar.

Wenn Muslime und Nichtmuslime von der Scharia sprechen, verstehen sie etwas Unterschiedliches darunter. Ich meinte, dass Scharia für uns so viel wie der «Weg zur Quelle» bedeutet. Denn die Scharia umfasst viele Aspekte – vom Zivilrecht über das Strafrecht bis hin zu Verhaltensregeln für die Gläubigen beim Gebet. Die Muslime stehen stets neu vor der Wahl,

welche Vorschriften der Scharia sie einhalten können und welche nicht. Aber es ist klar, dass sich die Muslime dem schweizerischen Recht unterordnen.

Man hat oft den Eindruck, dass Muslime gereizt auf Kritik reagieren.

Ich kann Ihnen auch sagen, weshalb das so ist. Weil wir eine Minderheit sind, fühlen wir uns oft angegriffen und unverstanden. Wir sind deshalb oft in einer Verteidigungsposition. Ich erinnere Sie an die tragischen Ereignisse vom 11. September. Da wurde von uns verlangt, uns von den Attentätern zu distanzieren, obwohl wir mit ihnen wirklich nichts zu tun hatten. Wir sind zudem in einem Lernprozess, müssen in der neuen Umgebung neue Erkenntnisse sammeln.

Weshalb gab es in der islamischen Welt eigentlich keine Fatwa gegen Attentate vom Stil des 11. September?

Sie dürfen den Wert einer Fatwa nicht überinterpretieren. Eine Fatwa ist eine Erklärung von jemandem, der meint, er sei autorisiert, anderen zu sagen, wie sie sich zu verhalten haben. Verbindlich ist das nicht. Es gibt sehr viele Fatwas zu allen möglichen Dingen, und oft widersprechen sie einander.

Gerade weil es so viele Fatwas gibt, ist es erstaunlich, dass sich keine zu Bin Ladens Terroranschlag geäußert hat.

Da haben Sie recht, und ich nehme das ernst.

Aber die muslimischen Medien haben voller Abscheu über das Verbrechen berichtet. Wir erinnern uns nur an Konspirationstheorien: Der Mossad oder gar die CIA hätten den Angriff inszeniert.

Das ist im arabischen Raum leider immer die erste Behauptung. Oft gesagt wurde aber auch, dass Bin Laden nicht im Namen der islamischen Nation gehandelt habe, sondern namens der Qaida.

Teilen Sie die These, dass sich der Islam seit einigen Jahren radikalisiert?

Nein. Die Gebetsstätten füllen sich, das religiöse Bewusstsein der Muslime wächst. Aber ich sehe keine Radikalisierung im Sinn, dass die wahhabitische Ausrichtung überhand nimmt.

Warum distanzieren sich Schweizer Muslime eigentlich nicht klar vom militanten Islamismus?

Wir machen das doch!

Wo denn?

Auf unseren Internetseiten zum Beispiel. Aber nie mit Demonstrationen.

Als kleine Gruppe wären wir zu schwach. Aber Sie haben recht: Wir Muslime haben durchaus einen Nachholbedarf, wenn es darum geht, unsere Stimme gegen die Gewalt von radikalen Muslimen zu erheben.

Wie wollen Sie verhindern, dass in Moscheen Hassprediger die Gläubigen aufhetzen, so wie etwa in London?

Das sind Einzelfälle. Wir Muslime müssen aber dagegen unsere Stimme erheben und die Prediger besser ausbilden.

Wie viele Moscheen wird die Schweiz in zehn Jahren haben?

Ich erwarte nicht, dass sie wie Pilze aus dem Boden schießen werden.

Wo sollen die nächsten gebaut werden?

Je nach Ausgang der Abstimmung könnte in Wil SG ein Gesuch eingereicht werden. Gesuche sind zudem in Langenthal, in Frauenfeld und in Lausanne hängig.

Kürzlich sind in Deutschland Muslime zum Heiligen Krieg aufgerufen worden. Was sagen Sie dazu?

Solche Aufrufe verabscheue ich, weil kein Krieg heilig ist.

Was sagen Sie den Schweizern, die Angst haben vor einem Vormarsch des Islam in der Schweiz?

Wir müssen nicht allein mit Worten, sondern mit Taten beruhigen. Die Akzeptanz der hier herrschenden Gesetze hat für uns Priorität. Die schweizerische Gesetzgebung lässt genügend Spielraum für Muslime, den Islam zu leben.

Der gebürtige Palästinenser **Hisham Maizar**, 65, ist Präsident der Föderation islamischer Dachorganisationen in der Schweiz. Er lebt als Arzt in Roggwil TG. Die Fragen stellte **Pierre Heumann**.

der Scharia distanzieren zu wollen», meinte Afshar.

Noch weiter gingen Hani und Tariq Ramadan, das berühmte Brüderpaar aus Genf. Hani Ramadan, Direktor des Islamischen Zentrums, hatte die Steinigung von Ehebrechern gerechtfertigt. Daraus wurde eine regelrechte Affäre: Ramadan wurde aus dem Schuldienst entlassen und erhielt schliesslich vom Kanton insgesamt 1,2 Millionen Franken. Sein Bruder Tariq, einer der international bekanntesten islamischen Gelehrten und Publizisten, in Frankreich als TV-Star gefeiert, legte kürzlich nach: Er schlug lediglich ein «Moratorium» für Steinigungen vor.

3. Die Kapitulationen der Schweiz

Ist eine Glaubensgemeinschaft mit solchen Ansichten überhaupt integrierbar? Wie verhält sich die Schweiz gegenüber einer Kultur, die jahrhundertalte Traditionen über den Rechtsstaat stellt? Die «Lust am Einknicken» (Henryk M. Broder) gegenüber islamischen Wünschen, Forderungen und Drohungen ist gross. Der katholische TV-Pfarrer Thomas Joller verlangte unlängst ein muslimisches Pendant zum «Wort zum Sonntag»: «Religiöse Minderheiten wie die Muslime in der Schweiz haben bislang keine Plattform im Fernsehen. Das muss sich ändern.»

Der Kirchenhistoriker und CVP-Politiker Professor Markus Ries schlägt vor, dass katholische Feiertage an andere Religionen abgetreten werden sollten: «Warum beispielsweise nicht zwei freie Tage für die beiden höchsten Feiertage der Muslime?» Im Kanton Luzern will der Regierungsrat den Islam allen anderen Landeskirchen gleichstellen, womit auch das Recht auf Kirchensteuern verbunden wäre.

Unter Druck geraten zunehmend auch die Schulen, die sich mit einer rapide steigenden Zahl muslimischer Kinder auseinandersetzen müssen. In städtischen Gebieten wird Weihnachten, wenn überhaupt, nur noch als religionsneutrales Fest begangen. 2006 erklärte Beat W. Zemp, Präsident des Schweizer Lehrerverbandes, gegenüber dem *Blick*: «Adventskränze und Weihnachtsbäume haben im Klassenzimmer nichts zu suchen. Das gehört in die Familie.»

Noch weiter reicht die schleichende Anpassung der schweizerischen Rechtsordnung an die islamische – wie im geplanten Strafrechtsartikel zur «Verstümmelung weiblicher Genitalien».

Im geplanten Strafrechtsartikel 122a würde faktisch die Klitoris-Verstümmelung erlaubt.

Unter Artikel 122a soll künftig stehen: «Ist die verletzte Person volljährig und hat sie in den Eingriff eingewilligt, so ist dieser straflos.» Damit würden nicht nur Intim-Piercings erlaubt, sondern faktisch auch die Klitoris-Beschneidung. Martin Killias, Strafrechtsprofessor an der Universität Zürich, hält diese neue Regelung für schockierend, weil damit die Praxis der sexuellen Verstümmelung legalisiert würde. Die Schweiz stünde mit dieser Liberalisierung europaweit allein da. «Es ist absehbar, dass die neue Regelung einen regen Genitalverstümmelungs-Tourismus auslösen wird», sagte er der Zeitung *Sonntag*.

Für Aufsehen sorgte 2006 die Asylrekurskommission, als sie einem anerkannten Flüchtling den Nachzug seiner Frau in die Schweiz erlaubte. Auf den ersten Blick ein Routinefall. Doch die Ehe wurde gemäss Scharia-Recht stellvertretend zwischen dem Vater

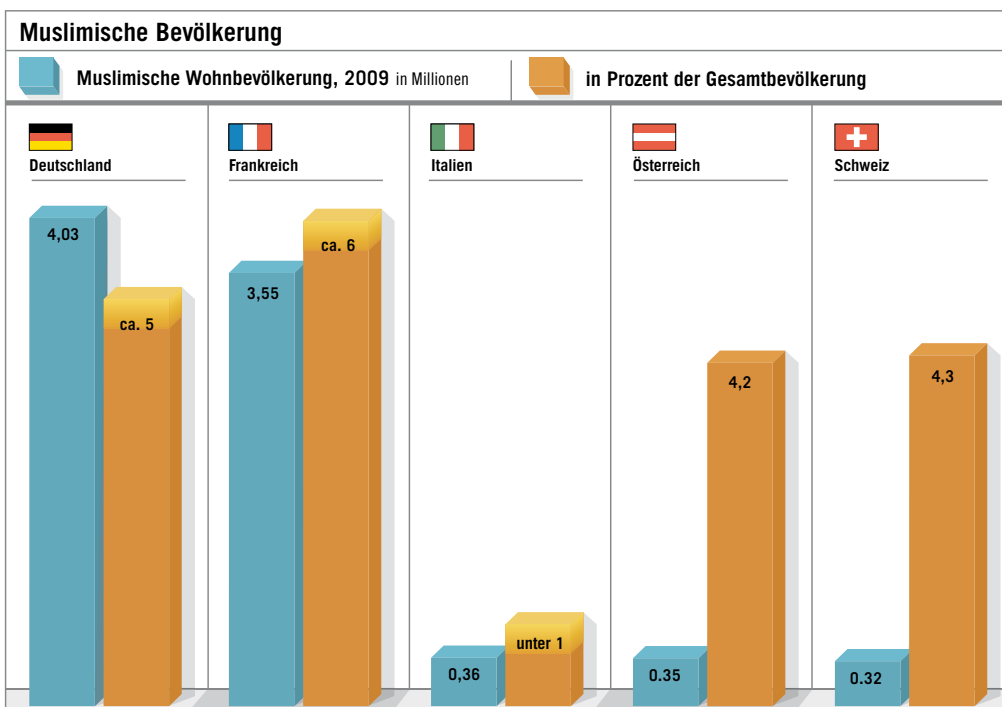
des Flüchtlings und der Braut in deren Heimatland geschlossen. Der frischgebackene Ehemann, der sich noch in Ägypten mit dem damals 12-jährigen Mädchen verlobt hatte, pochte bei seinem Gesuch um Familienzusammenführung auf sein «völkerrechtlich geschütztes Eheleben». Die drei Richter, den Vorsitz hatte eine Juristin mit SP-Parteibuch, gaben dem Gesuch statt und erklärten, «das schweizerische Recht kann keine wie auch immer geartete Überlegenheit anderen Rechtsordnungen gegenüber beanspruchen». Womit die Asylrekurskommission faktisch eine in Ägypten geschlossene Stellvertreter-Ehe nach Scharia-Recht legitimierte.

Ein «anerkanntes Erziehungsmittel»

2008 erlaubte das Bundesgericht die Rückkehr eines 48-jährigen Türken in die Schweiz. Das St. Galler Ausländeramt und das Verwaltungsgericht hatten dem Mann zehn Jahre Landesverweis aufgebremmt. Seine Tochter hatte ihn angezeigt, da er sie 2006 mit einem Landsmann in der Türkei verheiraten wollte. Darauf flüchtete die junge Türkin auf einen Polizeiposten in St. Gallen und klagte ihre Eltern wegen Drohung und Nötigung ein. Vater und Ehemann hätten sie mit dem Tod bedroht. Die Bundesrichter stiessen das Urteil der St. Galler Behörden um.

Christian Giordano, Professor für Sozialanthropologie in Freiburg, will islamische Rechtsvorstellungen noch wesentlich stärker in der Schweizer Justiz verankern. 2008 forderte er in der Zeitschrift der Eidgenössischen Kommission gegen Rassismus (EKR) die Anerkennung von Scharia-Gerichten, etwa in Zivilprozessen, aber auch bei Delikten bis zur Körperverletzung. Giordano rechtfertigt seine Vorschläge damit, dass die kulturelle Distanz zu gross sei: «So sehr sich diese Migranten auch assimilieren, es bleibt immer eine Differenz bestehen. Auch zu unserem Rechtssystem.» Um diese Differenz zu beheben, solle künftig je nach Herkunft, Ethnie oder Religion anderes Recht gelten. Damit würde die Schweizer Rechtsordnung degradiert und teilweise ausser Kraft gesetzt.

Die gleiche Rassismuskommission, die kürzlich das Minarett-Plakat als «Geschlechterdiskriminierend und rassistisch» verurteilt hatte, veröffentlichte in einem Artikel ihrer Zeitschrift auch Empfehlungen für muslimische Frauen und Kinder, die von den Familienoberhäuptern geschlagen werden. «Den Frauen wird am ehesten geholfen, wenn sie ihre Strategien, mit dem Geschlagenwerden umzugehen, anwenden können (z. B. Frauen ähnlicher Herkunft um sich haben, die ihre Erfahrungen teilen können).» Und an die Adresse der Kinder: «Schläge sind in muslimischen Familien ein anerkanntes Erziehungsmittel.» Blieben die Geschlagenen «fröhlich», seien Interventionen «nicht nötig».



VOR IHNEN STEHT DIE ZUKUNFT.

DER NEUE LEXUS RX 450h VOLLHYBRID.

Diese beeindruckenden Werte garantiert Ihnen schon heute und nicht erst in ferner Zukunft exklusiv der neue Lexus RX 450h:

6,3 l Verbrauch auf 100 km*

A Energieeffizienz-Kategorie

0 Emission im Stop-Go-Verkehr

299 PS (220 kW) Leistung

148 g/km CO₂*



**LEXUS
HYBRID
DRIVE**

DER EINZIGE SEINER KLASSE MIT ECHTER HYBRIDTECHNOLOGIE. TESTEN SIE JETZT DAS ORIGINAL VON LEXUS.

Mit seiner zukunftsweisenden Vollhybridtechnologie setzt der neue RX 450h den Massstab. Er verfügt über Lexus Hybrid Drive, die bahnbrechende Technologie für mehr Leistung und weniger Verbrauch, und ist damit klarer Leader in seinem Segment. Unübertroffen ist auch seine komplette Serienausstattung: Rückfahrkamera, Lederausstattung und ein Premium-Soundsystem mit 9 Lautsprechern und 6-fach-CD-Wechsler sind beispielsweise inklusive. Optional kann der neue RX 450h etwa mit einem Head-up-Display und wegweisendem Pre-Crash-Sicherheitssystem zusätzlich veredelt werden. Testen Sie die weltweit einzige Premium-Gelände-Limousine mit Vollhybridantrieb (ab Fr. 85 600.-)** jetzt bei Ihrem Lexus Partner. Mehr Infos und Probefahrtanmeldung unter www.lexus.ch

VOLLGARANTIE UND
GRATISSERVICE WÄHREND
100 000 KM
INNERHALB VON 3 JAHREN.

 **LEXUS**

* Kraftstoffverbrauch gemessen nach den Vorschriften der EG-Richtlinie 80/1268/EWG gesamt 6,3 l/100 km. Durchschnittswert CO₂-Emission aller in der Schweiz angebotenen Fahrzeugmodelle: 204 g/km.

** Unverbindlicher Nettopreis.

Der Koran: eine heikle Sache

Kampfrhetorik prägt den Koran,
Gelassenheit liegt ihm fern.
Das heilige Buch der Muslime
ist das mächtigste unter den
mächtigen Büchern. Analyse
einer Kampfschrift und ein
Vergleich mit Bibel und Tanach.
Von Tobias Wittling

Wer an den Koran rührt, spielt mit seinem Leben; das gilt weltweit. In Afghanistan wird ein junger Journalist zum Tode verurteilt, weil er einen polemischen Artikel über den Koran aus dem Internet heruntergeladen und verteilt hat. In Wien kriegt eine Politikerin Morddrohungen, nachdem sie die Meinung geäußert hat, der Prophet Mohammed habe den Koran während epileptischer Anfälle offenbart. In Neu-Delhi gibt die Publizistin Taslima Nasrin aus Bangladesch bekannt, sie habe genug von all den fanatischen Protesten gegen sie. Sie überlege sich, Sätze wie denjenigen, wonach der Koran «gründlich korrigiert werden» muss, aus ihren Büchern zu streichen.

In den Niederlanden gab es im vergangenen Jahr Krisenalarm, als der rechte Abgeordnete Geert Wilders seinen Kurzfilm fertiggestellt hatte und ihn der Öffentlichkeit vorführen wollte. In «Fitna» geht es um den Koran als, so Wilders, «Anleitung und Inspirationsquelle für Intoleranz, Mord und Terror», um den Koran als «faschistoides» Buch. Provokateur Wilders muss aufpassen, sonst ereilt ihn dasselbe Los wie seinen Landsmann Theo van Gogh: Der Urheber eines islamkritischen Filmes («Submission») wurde von einem fanatisierten Muslim auf offener Strasse getötet, an seine Brust nagelte der Mörder mit einem Dolch ein Drohschreiben, garniert mit Koransprüchen.

Aus dem Geiste des Personenkultes

Der Koran: eine heikle Sache. Für und gegen ihn wird gekämpft, mit allen Mitteln. Der Ausgang der Schlacht ist offen. Fraglich, ob und wann das heilige Buch des Islam, dessen Lehren weltweit 1,3 Milliarden Menschen befolgen, gestürzt wird. Auf absehbare Dauer bleibt er das mächtigste unter den mächtigen Büchern. Schriften aus dem Geiste des Personenkultes wie die «Mao-Bibel», die kanonisierten Schriften von Marx/Engels und Lenin oder auch «Mein Kampf» von Hitler schienen ihm



Mystische Inspiration: Pilger in Mekka, Illustration aus einer Koran-Ausgabe.

kurzfristig Konkurrenz zu machen, wurden dann aber gestürzt. Die Veden und die Bhagavadgita, beides uralte indische Bücher, haben bis heute enorm viele Leser, beschränken sich aber weitgehend darauf, Weisheitslehre und mystische Inspiration zu sein, das Gleiche gilt für die konfuzianischen Schriften und das Tao Te King des Laotse. Bleiben als Rivalen des Korans die heiligen Bücher der Juden und der Christen. Freilich, auch sie verfügen heute nicht mehr über so viel Macht wie der Koran, der sich als ihr Vollender und Überwinder versteht.

Der Tanach der Juden, zu dem zuallererst die Thora gehört, hat zwar, soziologisch gesprochen, Handlungsrelevanz. Die komplizierten Speisegesetze zum Beispiel werden nach wie vor befolgt. Die Verheissung des Gelobten Landes durch Gott an Abraham, den Stammvater Israels, nehmen heutige Orthodoxe so ernst, dass sie aus ihm aggressive Gebietsansprüche ableiten. Aber: Das jüdische Schrifttum wirkt allerhöchstens auf die Juden,

deren Zahl beschränkt ist, auf gut 13,5 Millionen Menschen. Dieses Schrifttum richtet sich bloss nach innen, an die eigene Community eben. Das Judentum betreibt keine Mission. Es macht den Nichtjuden die Hölle nicht heiss.

Das Alte und das Neue Testament wiederum, die zusammen die Bibel der 2,1 Milliarden Christen bilden: eine seltsame Mariage kruder Kopfabsteigergergeschichten und Episoden vom liebestrunknen Jesus. Die Bibel war enorm mächtig. Sie hat Christi Bergpredigt zum Trotz Glaubenskriege, Kreuzzüge, die Inquisition, Ketzter- und Hexenverbrennungen gezeitigt. Bloss: Wer nimmt heute die Bibel noch als Massstab des Handelns?

Aus europäischer Warte möchte man sagen: bloss Randgruppen. Opus Dei ist von *special interest* für Hardliner-Katholiken mit Lust auf Selbstgeißelung. Übereifrige Protestanten wie etwa die Täufer nehmen die Bibel als Heils- und Wahrheitsvermittlerin, sind aber erstens, wie andere Sekten, eine Minderheit und zweitens gewaltlos. Von christlich argu-



Rasante Verkündung: Mohammed empfängt von Erzengel Gabriel den Koran, Bild von ca. 1594.

mentierenden Politikern einmal abgesehen: Die Bibel steht meist im Bücherregal, wird selten hervorgeklaut und gelesen.

Ein Blick auf Amerika relativiert das Bild biblischer Machtlosigkeit. Bis an die Zähne bewaffnete Christenmilizen in einigen US-Bundesstaaten sind zwar zu verschoben, um ausserhalb ihrer Stammesgebiete Beachtung zu finden. Die mit der Bibel argumentierenden Abtreibungsgegner aber surfen bereits im Mainstream. Nicht zu unterschätzen auch die Kreationisten, die als Ursprung der Welt weiterhin Gottes Schöpfungsakt setzen – sie haben die Kraft und den Willen, die Grundsätze moderner Wissenschaft und Wissenschaftlichkeit anzufechten.

Kraft der Scharia

Die Bibel ist nicht zu unterschätzen. Trotzdem: Im Vergleich mit dem Koran hat sie sehr viel Macht aufgeben müssen. Welche Länder sind es noch, die ihre Rechtsprechung auf dem Alten Testament aufbauen? Der Koran aber ist

immer noch eine valable Rechtsquelle. Die zu einem grossen Teil auf ihm basierende Scharia ist in grossen Ländern in Kraft: unter anderem in Nigeria, im Iran, in Saudi-Arabien, Bangladesch, Mauretanien, Afghanistan, Sudan (ohne den Süden), Senegal, Katar, Kuwait, Bahrain, Jemen und in Teilgebieten Pakistans. In Mogadischu (Somalia) wurde 2006 ein schariagestütztes Verbot erlassen, die Fussball-WM zu verfolgen. In Saudi-Arabien werden Ehebrecher aufgrund der Scharia hingerichtet, im Iran auch.

Der Koran prosperiert, er wirkt frisch und dynamisch, seine Abdankung ist fern. Zwischen Marrakesch und Kabul ist die Koranschule eine Institution. Die islamisch dominierten Länder haben keine Aufklärung durchschritten, keine systematische Brechung der religiösen Macht durch weltliche Kräfte. Immer noch definieren Geistliche anhand des Buches, was von Alltagsdingen – Kondom, Computerspiele, McDonald's – zu halten ist, wen man heiraten, wann man fasten, wie man beerdigen soll. Dies

ist die eine Theorie, warum der Koran heute das brisanteste Buch der Welt ist: Seine Gesellschaft hat nicht gelernt, ohne ihn zu leben. Sie stellt ihn nicht in Frage. Das Buch kann demnach nichts dafür, dass es so ernst genommen wird; die Menschen haben Schuld.

Die andere Theorie sagt: Der Koran ist in sich selber ein besonders gewalttätiges Buch. Tatsächlich ist die Behauptung zumindest ungenau, die heiligen Bücher seien allesamt gleich finster, seien ja alles Vorlagen, die von Menschen instrumentalisiert werden. Die heiligen Bücher des Monotheismus, also des Ein-Gott-Glaubens, sind unterschiedlichen Wesens. Das Alte Testament, auf das sich Juden und Christen beziehen, ist über viele Jahrhunderte entstanden und das Gegenteil von einheitlich. In ihm gibt es Episoden von Gottes Eingreifen ins menschliche Geschehen, blumige Gleichnisse, brutale Kriegsgeschichten, Epik, Poesie und gar Erotik, Gesetzesvorschriften, schreckliche Endzeitstimmung und vieles mehr. Die Bibel ist auch ein Geschichten- und Geschichtsbuch, wirkt streckenweise verspielt und richtungslos. Der Koran, der 114 Kapitel umfasst, sogenannte Suren, ist im Vergleich simpler gestrickt: Mahnung und Warnung, Lockung mit dem Paradies und Nennung des Strafmasses dominieren ihn, und jeder Satz dient der klaren Botschaft zu.

Das hängt mit der rasanten Verkündung des Korans in nur 22 Jahren zusammen. Und mit der bedrängten Lage seines Verkünders. Mohammed ist ein hablicher Kaufmann in der arabischen Handelsstadt Mekka. Um 610 nach Christus empfängt er erste Verse, vom Engel Gabriel, wie er sagt, den er in der Wüste getroffen hat. Als Mohammed 632 stirbt, ist Gottes Rede an die Menschen für alle beendet: der Koran eben. Es dauert noch einmal gut 20 Jahre, bis unter dem Kalifen Uthman die teils auf Palmwedeln und Tierknochen aufgekratzelten, teils im Gedächtnis der Gläubigen memorierten Äusserungen Mohammeds durch eine Redaktionskommission gesichtet, geordnet und schriftlich fixiert werden. Gleichzeitig vernichtet man alle abweichenden Annotationen, ein schlauer Schritt, der die Geschlossenheit des Korans mitbegründet. Apokryphen, also durchs spirituelle Unterholz geisternde Schriften, wie bei den Christen gibt es im Islam nicht.

Mohammed: Politiker und Heerführer

Mohammeds 22 Jahre als Religionsstifter zerfallen in zwei Teile. Die ersten 12 Jahre ist er, der in seiner international vernetzten Handelsstadt eine vage Kenntnis von den Lehren der Christen und Juden erlangt hat, der Aufrüttler. Mal schmeichelnd, mal drohend bringt er seinen skeptischen Mit-Mekkanern, diesen Verehrern vieler Götter und Geister, Kunde von dem einen einzigen Gott. Von den Menschen früherer Zeiten, die ihre Propheten verlachten und dafür teuer bezahlten. Vom Jüngs-

ten Gericht, vor dem sich jeder zu verantworten hat. Als Störer der merkantilen Ruhe macht sich Mohammed wenig Freunde, es gibt Todesdrohungen. 622 – damit beginnt die islamische Zeitrechnung – folgt er einem Ruf der Nachbarstadt Medina. Die dortigen Clans und Stämme sind zerstritten, suchen einen Vermittler, sind willens, den neuen Glauben zu prüfen und anzunehmen. Mit Ausnahme der Juden von Medina. Sie wird Mohammed zum Teil vertreiben, zum Teil in blutigen Schlägereien vernichten.

Und auch mit den Mekkanern tritt Mohammed nun in eine Phase der bewaffneten Auseinandersetzungen. In Medina ist er der Führer einer Gemeinschaft, ein Politiker, ein Heerführer. Ein Diesseitiger, auch wenn er mit dem Segen Gottes zu handeln glaubt. Er hat sich mit der Rechtmässigkeit des Krieges gegen die Ketzer, Heuchler und Ungläubigen zu befassen, respektive er spricht aus, was ihm dazu vom Himmel eingeflüstert wird. Aus diesen «politischen» Passagen beziehen heutige Islamisten ihr konkretes Programm. Wenn man Sätze ernst nehmen will, die damals im siebten Jahrhundert im Vorgehen gegen das überlegen scheinende Mekka formuliert wurden, dann bietet der Koran eine reiche Auswahl. Der Kampf für den Islam ist eine Pflicht: «Ihr Gläubigen! Wenn ihr mit den Ungläubigen in Gefechtsberührung kommt, dann kehret ihnen nicht den Rücken!» Generell gilt die Doktrin: «Und tötet sie, wo immer ihr sie zu fassen bekommt.» Hat einer entsprechend gehandelt, so braucht er sich dessen nicht zu grämen: «Und nicht ihr habt die Ungläubigen getötet, sondern Gott.»

Der Koran infiziert seinen Übermittler

Der Islam hat ein ungebrochenes Verhältnis zur Gewalt, bei aller Begründungsvernuft und Nuancierungsverve, die er aufbringt, um zwischen spirituellem und bewaffnetem Dschihad zu unterscheiden und die Angemessenheit des Waffeneinsatzes zu umreissen. Der Islam reflektiert freilich über Bedingungen und Grenzen des Krieges, ohne ihn grundsätzlich abzulehnen. Jesus hingegen, zentrale Figur des Christentums, plädierte dafür, demjenigen, der einen auf die Wange schlägt, die andere Wange gleich auch noch hinzuhalten. Das Schwert war ihm fremd. Er endete am Kreuz. Mohammed stirbt 632, in sein heimisches Mekka zurückgekehrt, als siegreicher Feldherr. Die Frühgeschichte des Islam ist eine militärische *success story*.

Mohammed sei nur ein Mensch, sagen die Muslime, er sei der Bote Gottes und sei keineswegs mit dem Jesus der Christen, der Gottes Sohn sein soll, gleichzusetzen. Die Muslime fühlen aber anders: Schon im frühen Islam setzt ein Heiligungsprozess ein, wird Mohammed verklärt und zum Wirker von Wundern stilisiert. Und Mohammed ist sündlos: Die



Palästinensische Al-Aksa-Brigaden mit Koran.

Engel haben ihm als Kind die Brust geöffnet und sein Herz gewaschen. Nur aus dem Vollkommenheitsdogma lässt sich die Raserei der heutigen islamischen Welt erklären, wenn eine europäische Zeitung einige Mohammed-Karikaturen veröffentlicht. Der Koran, in dem Gott sich zeigt, infiziert mit der eigenen Heiligkeit seinen Übermittler.

Goethe hat die «grenzenlosen Tautologien» des Korans bemängelt. Aus Mohammeds Bedrängnis ergibt sich eine obsessive Stimmung des Textes: Kurzatmigkeit, Unruhe, Impulsivität. Der Koran spielt wenige Tonalitäten immer wieder durch. Mehrfach wird an die Völker erinnert, die den einen Gott nicht ernst nahmen. Das Volk der Ad: ausgerottet, nachdem sie ihren Propheten Hud verlachten.

Generell gilt die Doktrin: «Und tötet sie, wo immer ihr sie zu fassen bekommt.»

Pharao und seine Leute: mit Heuschrecken, Läusen, Fröschen überzogen und von einer Flutwelle überwältigt, nachdem sie Mose und sein Volk schlecht behandelten. Die Thamud: in einem Erdbeben verschüttet, nachdem sie dem heiligen Kamel des Propheten Salih die Flechsen durchtrennten. Die Stadt des Lot: aufgrund ihres Zynismus von einem vernichtenden Regen geschlagen. Ebenso repetitiv schildert der Koran – die Bibel tut das nicht – die Hölle: Die gefesselten Insassen werden mit geschmolzenem Silber und Gold verbrüht. Sie tragen Hemden aus kochendem Teer. Sie kriegen Eiterflüssigkeit zu trinken oder brühheisses Wasser, das auch über ihre Köpfe gegossen wird. Und zu essen gibt es Früchte von einem

teufelsköpfigen Baum, die im Bauch brennen wie geschmolzenes Metall.

Der Koran ist als Ganzes ein aggressives Buch, auch wenn er moderate Sätze und lyrische Passagen enthält. Kampfrhetorik prägt ihn, Gelassenheit ist ihm fern. Mit Selbstaussagen macht er sich stark. Die erste steht schon in der 2. Sure, die mit den Worten beginnt: «Dies ist die Schrift, an der nicht zu zweifeln ist.» Im Koran kommentiert Gott an die Adresse des Menschen sein eigenes Buch: «Wir haben die Schrift auf dich herabgesandt, um alles klarzulegen und als Rechtleitung, Barmherzigkeit und Frohbotschaft für die, die sich uns ergeben haben.» Gegen einen so mächtigen Auftritt ist schwer anzukommen.

Darf ich ihn aufs Handy laden?

In der niederländischen Stadt Leiden versucht es der ägyptische Denker Nasr Hamid Abu Zaid, der in seiner Heimat in den neunziger Jahren zum «murtadd» (vom Glauben Abgefallener) deklariert und zwangsgeschieden wurde. Abu Zaid arbeitet an einer vernunftgestützten, modernen Interpretation des Korans. Es sei doch natürlich, argumentiert er, dass jede Zeit den Koran anders verstehe; die hochgelehrten Scheichs, die auf die Ewigkeit und Eindeutigkeit des Buches pochten, hätten unrecht.

«Es ist ein Unterschied», sagt Abu Zaid des Weiteren, «ob man einen Text als religiöse Autorität anerkennt und seine zivilisationsstiftende Funktion hervorhebt oder ihn als die Autorität schlechthin für alle Fragen des Lebens behandelt. Bedauerlicherweise müssen wir erleben, dass ein Dogma entstanden ist, wonach die Autorität des Korans über den Glauben hinausgeht und alle Bereiche der Gesellschaft und des Wissens erfasst.»

Der Koran ist, mit den Worten Abu Zaid, eines gläubigen Muslims, das «schönste und zugleich gefährlichste Buch der Welt».

Auf Islam-Sites im Internet kann man nachlesen, welche Fragen die Gläubigen in Sachen Koran beschäftigen und welche Antworten Geistliche liefern. Die Dialoge zeigen, welche Sonderstellung das *Buch* immer noch genießt: «Was soll ich tun, wenn Er auf den Boden fällt?» – «Küsse Ihn und platziere Ihn mit Respekt wieder am gewohnten Ort.» – «Kann ich eine Zeitschrift, die Zitate aus Ihm druckt, ins Altpapier geben?» – «Nein, denn wer weiss, was dort sonst an Geschriebenem und Bildern landet; die richtige Entsorgungsmethode ist, die religiöse Zeitschrift in ein sauberes Tuch gewickelt an einem sicheren Ort zu vergraben.» – «Darf ich Ihn im Schlafzimmer aufbewahren, wo ich mit meiner Frau Verkehr habe?» – «Ja, wenn du Ihn auf einem erhöhten sauberen Platz ablegst.» – «Ist es mir erlaubt, Ihn auf das Handy zu laden?» – «Davon ist abzuraten; da das Mobiltelefon oft frivol gebraucht wird, wäre dies gleichzusetzen mit mangelndem Respekt.»

Der Koran: *Handle with care!*

○



Was, wenn Magellan nicht drangeblieben wäre?

Was, wenn der portugiesische Seefahrer nicht furchtlos rund um die Welt gesegelt wäre? Würden wir heute noch glauben, sie sei eine Scheibe? Die Welt braucht Menschen, die dranbleiben. Gehören auch Sie dazu: als Leserin oder Leser einer Zeitung, die Nachrichten gewichtet, hinterfragt, einbettet, analysiert und weiterverfolgt.

Dranbleiben.

Tages  **Anzeiger**

Der neue
Tages-Anzeiger.
Jetzt lesen!

tagesanzeiger.ch/abo

«Der Iran macht mir Sorgen»

Der konservative amerikanische Politologe Robert Kagan tritt für Gespräche mit Teheran über die Bombe der Mullahs ein. Mann müsse der Welt beweisen, dass es dem Iran nicht ernst meine mit dem Dialog. *Von Pierre Heumann*



«Was können wir?»: Wissenschaftler Kagan.

Mister Kagan, in mehreren Ländern haben linke Parteien die Wahlen verloren. Ist es nicht überraschend, dass die Sozialisten in der Rezession keine Chance haben?

Offenbar traut man es den Sozialisten nicht zu, die wirtschaftlichen Probleme erfolgreich anzugehen. Wenn die Konjunktur schlecht läuft, beschuldigt man zudem gerne diejenigen, die an der Macht sind. Deshalb hat Barack Obama im Wahlkampf den Slogan «Yes, we can» geprägt. Ich weiss jetzt bloss nicht, was er damit gemeint hat: Was können wir? (*Lacht*)

Was ist denn jetzt anders als unter Obamas Vorgänger George W. Bush?

Die Gesundheitsreform wäre ohne Obama

in den USA kein Thema. Er sieht die Rezession fälschlicherweise als günstige Gelegenheit, um dieses Megaprojekt durchzuziehen. Obama täte aber besser daran, die Gesundheitsreform auf später zu verschieben und sich dem Thema zu widmen, das derzeit zentral ist: der Kampf gegen die Rezession. Die Amerikaner machen sich zurzeit auch grosse Sorgen wegen der Höhe des Budgetdefizits.

Wird es ihm gelingen, das Budgetdefizit zu verkleinern?

Zu substanziellen Verbesserungen wird er wohl kaum in der Lage sein. Aber am Ende wird er uns sicher weismachen wollen, es sei ein Sieg.

Obama hat eine neue Aussenpolitik angekündigt. Sehen Sie schon einen neuen Kurs?

Es gibt höchstens marginale, sicher aber keine revolutionären Änderungen. Wobei auf wichtigen Gebieten noch wichtige Entscheide anstehen. Wie will er das Problem in Afghanistan lösen, wie wird er sich gegenüber dem Iran verhalten? Bis jetzt sehe ich da noch keine grossen Veränderungen im Vergleich zu den letzten Jahren der Bush-Regierung.

Sie waren ja einer der ersten neokonservativen Politologen, die Bush zum Dialog mit den Mullahs in Teheran aufgefordert haben. Glauben Sie tatsächlich, dass das Sinn ergibt?

Bevor wir zum nächsten Stadium in der Iran-Frage übergehen, müssen wir jedem auf der Welt beweisen können, dass es den Iranern nicht ernst ist mit dem Dialog. Ich wünschte mir deshalb, dass Obama gleich von Anfang an das Gespräch gesucht hätte, denn wir haben ja nicht unendlich viel Zeit. Ich weiss allerdings nicht, was das Ziel von Obama ist – und das macht mich nervös. Vielleicht will er unendlich lang mit den Iranern sprechen, oder zumindest so lange, bis sie über die Nuklearbombe verfügen.

Erklären Sie doch bitte: Weshalb sollten die Iraner eigentlich keine A-Bombe haben dürfen?

Das Regime ist zu gefährlich, um eine Bombe zu haben. Aber den Russen und Chinesen ist es egal, ob die Iraner über eine Nuklearwaffe verfügen, auch den europäischen Ländern ist es letztlich gleichgültig.

Und weshalb ist es den USA eigentlich nicht egal?

Weil wir seit Jahrzehnten die primäre Verantwortung für die Aufrechterhaltung der Sicherheit im Mittleren Osten haben. Europa hat diese Verantwortung längst abgelegt. Wenn wir Amerikaner uns aus der Region nicht verabschieden wollen, muss uns die iranische Aufrüstung Sorgen machen.

Der Iran und arabische Staaten fordern seit Jahren, dass Israel die geheime Atomanlage zur Kontrolle öffnen solle. Könnte da amerikanischer Druck auf Jerusalem helfen?

Die USA bringen es nicht einmal fertig, den Bau von Siedlungen im Westjordanland zu stoppen. Wie soll Washington dann Israel zu einer neuen Nuklearpolitik bewegen können?

Weshalb aber soll den Israelis erlaubt sein, was den Iranern verwehrt sein soll?

Weil mir Israel keine Sorgen macht, wohl aber der Iran. Das ist natürlich ein subjektives Urteil, dem sich nicht alle anschliessen ...

... Teheran mit Bestimmtheit nicht ...

... aber ich habe Vertrauen, dass Israel die Bombe nicht einsetzen würde, es sei denn, seine Existenz stünde wirklich auf dem Spiel und es liefe Gefahr, vernichtet zu werden. Israel würde die Bombe nie als eine Art Schild für Aggressionen einsetzen – da bin ich mir ganz sicher. Der Gedanke an die Bombe im Besitz des iranischen Regimes erfüllt mich hingegen mit grösster Sorge.

Weil Sie befürchten, Teheran könnte die Bombe einsetzen?

Das ist nicht die grösste Gefahr. Aber es ist klar, dass der Besitz einer Bombe die Iraner zu einer noch aggressiveren Aussenpolitik verleiten würde. Schon jetzt unterstützt der Iran ja in der Region Terrorgruppen, die Hisbollah im Libanon und die Hamas im Gazastreifen. Die Welt ist deshalb besser dran, wenn der Iran keine Nuklearwaffe hat.

Könnte ein Militärschlag die iranische Bombe verhindern?

Das kommt drauf an, wer ihn ausführt.

Gibt es eine Verständigung zwischen Israel und den USA in dieser Frage?

Die Amerikaner wollen keinen israelischen Militärschlag. Das war schon unter Bush so.

Weshalb?

Leute in der US-Armee, auf deren Urteil ich viel gebe, sorgen sich, dass den Israelis die überwältigende Dominanz in der Luft fehlt. Israel könnte vielleicht einen Schlag ausführen, aber nicht mehrere. Die USA könnten den Iran hingegen während rund drei Wochen bombardieren und all das aus-

schalten, was den Strategen nötig erscheint. Deshalb wäre es mir lieber, wenn statt Israel die USA gegen die nukleare Aufrüstung des Irans vorgingen, wenn man sich denn dazu entschliesst.

Bei den letzten Wahlen kam es in Teheran zu heftigen Demonstrationen. Hat dies das iranische Regime geschwächt?

Durchaus. Und ich befürchte, dass wir eine Gelegenheit verpassen, um das Regime zu stürzen. Wir sollten die Opposition im Iran unterstützen.

Ist sie fähig, die Mullahs zu vertreiben?

Bis vor kurzem meinten alle, es gebe im Iran keine schlagkräftige Opposition, das Regime habe die Lage voll im Griff. Doch die Demonstrationen haben gezeigt, dass die Opposition viel stärker ist, als man angenommen hatte. Sie agiert aber sehr vorsichtig und verfolgt eine längerfristige Strategie.

Würde ein Regimewechsel zu einer neuen Atompolitik führen?

Ich gehe davon aus.

Wie begründen Sie Ihren Optimismus?

Die Art des Regimes beeinflusst strategische Entscheide. Ein demokratischer Iran, der von den liberalen Staaten der Welt akzeptiert wird, würde sich ja sicher überlegen, ob sich das Festhalten an den Nuklearplänen lohnt. Zudem sieht das gegenwärtige Regime die atomare Aufrüstung als Mittel, um an der Macht zu bleiben. Würde ein demokratisches Regime gleich denken? Ich wage das zu verneinen.

Wie lange wird sich das Regime Ihrer Meinung nach noch halten können?

Das kommt auf die Sanktionen an. Denn Regimes fallen in der Regel nicht ohne Zutun von aussen. Präsident Marcos ist gestürzt, nachdem es massiven Druck auf sein Land gegeben hatte. Doch das ist nur ein Beispiel von vielen. Ich könnte auch Südafrika oder

die Sowjetunion erwähnen. Und diesen äusseren Druck sollten wir nun auch gegenüber dem Iran anwenden. Und zwar je schneller, je besser. Sanktionen wirken rascher als die Diplomatie. Würde man etwa die Benzinlieferungen einstellen ...

... womit vor allem die ärmeren Schichten bestraft würden ...

... das ist richtig. Aber was wären die Konsequenzen? Wird sich die Bevölkerung hinter das Regime stellen und es stützen, oder werden die Leute gegen das Regime opponieren und versuchen, es zu stürzen, wenn ihnen das Benzin ausgeht? Ich glaube, dass Sanktionen der Opposition helfen könnten, die Unzufriedenheit der Bevölkerung auszunutzen.

In Europa wird die Zuwanderung von Muslimen kontrovers diskutiert. In der Schweiz wird das Volk Ende November entscheiden, ob der Bau von Minaretten künftig verboten werden soll.

Ich habe bis vor einem Jahr in Brüssel gelebt. Ich sah dort den Anstieg der islamischen Bevölkerung in Europa. Gleichzeitig registrierte ich auch die zunehmende Besorgnis der Europäer.

Ist sie Ihrer Meinung nach berechtigt oder unbegründet?

Das soll ich Ihnen als Amerikaner sagen? *(Lacht)*

Genau, als Aussenstehender haben Sie da sicher einen geschärften Blick.

Die Ängste scheinen mir übertrieben. Es besteht kein Grund zur Panik, glaube ich. Aber als Amerikaner kann ich das natürlich leicht sagen, weil ich nicht damit leben muss.

Robert Kagan ist einer der einflussreichsten und originellsten neokonservativen Vordenker. Er sprach in der vergangenen Woche auf Einladung des Schweizerischen Institutes für Auslandsforschung in Zürich.

Geht uns erst ein Licht auf, wenn Strom knapp wird?



Ihre Schweizer Stromversorger

Ohrfeige aus Strassburg

Mit dem Verbot eines TV-Spots von Tierschützern verletzte die Schweiz die Meinungsäusserungsfreiheit und ein Urteil des Europäischen Gerichtshofes für Menschenrechte. *Von Peter Holenstein*



Fraglos von öffentlichem Interesse: glückliche Schweine.

Die «Schweinerei» begann vor fünfzehn Jahren: 1994 produzierte der Verein gegen Tierfabriken Schweiz (VgT) einen für das Schweizer Fernsehen vorgesehenen Werbespot. In einer Einstellung war zu sehen, wie sich ein Mutterschwein natürlicherweise verhält: Es baut ein Nest und zieht die Jungen auf. In einer zweiten Einstellung wurde die Einrichtung für Mutterschweine in einer Tierfabrik gezeigt: enge Kastenstände, in denen die Tiere sich kaum bewegen können und in die Käfigstangen beißen. Der Spot endet mit der Aufforderung, im Interesse der eigenen Gesundheit sowie jener der Tiere und der Umwelt weniger Fleisch zu essen.

Die für die TV-Werbung zuständigen Organe verweigerten die Ausstrahlung des Spots, worauf der VgT beim Bundesgericht eine Beschwerde einreichte. Diese wurde am 2. August 1997 zurückgewiesen. Den ablehnenden Entscheid begründete das Bundesgericht damit, das Radio- und Fernsehgesetz verbiete politische TV-Werbung. Damit solle verhindert werden, dass finanziell potente Gruppen via Fernsehen die öffentliche Meinung nachteilig beeinflussen oder die Unabhängigkeit der Sendeunternehmen gefährden könnten.

Gegen den Entscheid des Bundesgerichts erhob der VgT am 13. Juli 1994 beim Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte

in Strassburg Beschwerde. Diese wurde am 6. April 2000 teilweise zugelassen. Mit Urteil vom 28. Juni 2001 stellte der Gerichtshof fest, die Schweiz habe mit der Verweigerung der Ausstrahlung des TV-Spots Artikel 10 der Europäischen Menschenrechtskonvention (EMRK) verletzt, der die Freiheit der Meinungsäusserung garantiert. Der VgT, so der Gerichtshof in Strassburg, sei keine finanziell potente Gruppe, welche die öffentliche Meinung nachteilig beeinflussen oder die Unabhängigkeit der Sendeunternehmen gefährden könne.

«Bundesgericht und Bundesrat haben eines der wichtigsten Menschenrechte missachtet.»

Weil sich die TV-Organen trotz dieses Urteils weiterhin weigerten, den Spot auszustrahlen, verlangte der VgT am 1. Dezember 2001 vom Bundesgericht, den Fall wieder aufzunehmen. Am 20. April 2002 lehnte das Bundesgericht die Wiederaufnahme mit rein formellen Gründen ab. Der VgT, so die Richter in Lausanne, habe nicht nachgewiesen, dass die Beseitigung der Menschenrechtsverletzung nur durch Wiederaufnahme des Verfahrens erzielbar sei. Auch habe der VgT nicht ausreichend gezeigt,

dass er (acht Jahre nach der Weigerung von 1994) noch immer daran interessiert sei, den TV-Spot auszustrahlen zu lassen.

Gegen das Urteil des Bundesgerichts reichte der VgT am 25. Juli 2002 eine zweite Beschwerde in Strassburg ein. Erneut machten die Tierschützer geltend, die Schweiz habe Artikel 10 der EMRK verletzt.

Am 4. Oktober 2007 hiess die Fünfte Sektion des Gerichtshofes die VgT-Beschwerde mit 5 zu 2 Stimmen gut, doch der Bundesrat wollte dieses Urteil nicht akzeptieren und beantragte am 19. Dezember 2007 die Überweisung an die Grosse Kammer des Strassburger Gerichtshofes. Am 9. Juli 2008 führte diese mit einer Besetzung von 17 Richtern eine öffentliche Anhörung durch. Im Urteil vom 30. Juni 2009 wurde erneut festgehalten, die Schweiz habe mit der Weigerung, den VgT-Spot auszustrahlen, die EMRK verletzt. «Das Urteil», so der auf die EMRK spezialisierte Zürcher Anwalt Ludwig A. Minelli, «ist eine Ohrfeige für das Bundesgericht und für den Bundesrat, welche eines der wichtigsten Menschenrechte missachtet und sich mit Scheinargumenten zu verteidigen versucht haben.»

Keine politische Werbung

Tatsächlich argumentierte der Bundesrat, der VgT hätte gegen die zuständigen Fernsehorgane zuerst eine Zivilklage einleiten müssen, gestützt auf das Kartellgesetz oder das Gesetz über den unlauteren Wettbewerb. «Diese Trickversuche», so Minelli, «haben in Strassburg nicht verfangen.» Die Grosse Kammer wies die Einsprüche gegen eine Zulassung der Beschwerde mit 15 gegen 2 Stimmen ab und hielt in ihrem Urteil ausdrücklich fest, dass jegliche Überprüfung, wie sie die Konvention fordert, unmöglich würde, wenn man dem Bundesrat folgte.

Im Unterschied zum Urteil der Fünften Sektion hatte die Grosse Kammer auch die Frage geprüft, ob dem Staat eine positive Pflicht obliegt, dafür zu sorgen, dass sich jemand in einem TV-Spot äussern kann. Artikel 1 der EMRK verpflichtet nämlich die Staaten, dafür zu sorgen, dass die in der Konvention enthaltenen Rechte und Freiheiten für jedermann gesichert werden. Dazu bedürfte es einer fairen Abwägung zwischen dem öffentlichen Interesse der Gemeinschaft und den Interessen der Individuen. Sodann habe sich die Schweiz wie jeder andere Vertragsstaat verpflichtet, die Urteile des Gerichtshofes zu befolgen. Dies sei hier jedoch nicht geschehen.

Der Gerichtshof stufte den VgT-Spot nicht als «politische Werbung» ein. Es gehe vielmehr um Fragen der Gesundheit von Konsumenten sowie um Tier- und Umweltschutz, was fraglos im öffentlichen Interesse liege. Das Bundesgericht, so die Grosse Kammer, habe das Begehren des VgT überspitzt formalistisch abgewiesen. ○

Die neue SWISS Business: Mehr Freiraum, damit Sie Ihre Ideen zum Fliegen bringen können.



Mehr Privatsphäre und Bewegungsfreiheit in der neuen SWISS Business. Genießen Sie ein neues Raumerlebnis. Fühlen Sie sich beim Arbeiten ungestört. Oder schalten Sie einfach mal ab. Denn Ihr Sitz ist gleichzeitig auch ein vollkommen flaches 2-Meter-Bett mit Massagefunktion. Sein Sitzkomfort lässt sich dabei über Luftkissen individuell von weich bis hart einstellen. Lernen Sie Ihren neuen persönlichen Freiraum an Bord von SWISS schätzen: Auf unseren Flügen von Zürich nach New York, Dubai/Muscat, Mumbai und Delhi und bis 2011 auf allen Interkontinentalflügen.

Der Präsident und sein Bombenleger

Barack Obama ein begnadeter Autor? Das Memoiren-Buch «Dreams from My Father» legte bis bis jetzt Zeugnis dafür ab. Immer schärfer stellt sich heraus: Geschrieben hat es ein anderer. Nämlich Bill Ayers, Bombenbastler, Anarcho-Marxist und laut Obama nur ein Kerl aus der Nachbarschaft. *Von Hanspeter Born*



Mit fremder Feder geadelt: Barack Obama, vermeintlicher Autor des hochgelobten Memoiren-Bestsellers «Dreams from My Father».

Politiker sind meist mittelmässige Schriftsteller. Ausnahmen: Der junge Benjamin Disraeli (1804–1881) verdiente sein Geld als Romancier, bevor er in die Politik ging und zum Premier aufstieg; der sprachgewaltige Winston Churchill verfasste hervorragende Biografien und Geschichtswerke, was ihm den Nobelpreis für Literatur eintrug; Charles de Gaulle war ein Meister der französischen Sprache. Sonst jedoch zeichnen sich Politikerbücher, insbesondere Autobiografien, vornehmlich durch Selbstrechtfertigung und holprige Prosa aus.

Um sein Werk geniessbar zu machen, wendet sich der Politiker fast immer an einen Ghostwriter. So ist es ein offenes Geheimnis, dass der mit einem Pulitzer-Preis ausgezeichnete Essayband «Profiles in Courage», mit dem der junge John F. Kennedy als politischer Denker auf sich aufmerksam machen wollte, mehrheitlich das Werk seines Redenschreibers Ted Sorensen war. Senator John McCain macht kein Hehl daraus, dass sein politischer Weggefährte Jim Slater ihm die Feder führt.

Was die Präsidenten Bush senior und junior, Bill Clinton, Jimmy Carter oder Richard Nixon mit Hilfe ihrer Geisterschreiber zwischen Buchdeckeln hinterlassen haben, ist vom barmherzigen Mantel der Vergessenheit zugedeckt worden. Umso mehr staunte die Kritik, als sie vor etwa zwei Jahren das bereits 1995 veröffentlichte autobiografische Werk «Dreams from My Father» (deutsch: «Ein amerikanischer Traum») des Präsidentschaftskandidaten Barack Obama entdeckte. «Ich war überrascht von seiner Fähigkeit, zu schreiben, zu denken, zu reflektieren, zu lernen und einen guten Satz zu drechseln», befand die Literaturnobelpreisträgerin Toni Morrison. Joe Klein, Kolumnist von *Time* und Autor des politischen Bestsellers «Primary Colors», meinte, «Dreams» seien möglicherweise «die bestgeschriebenen Memoiren, die je ein amerikanischer Politiker produziert hat». In der *New York Times* sprach Michiko Kakutami von der «bewegendsten, lyrischsten und offenherzigsten Autobiografie, die ein künftiger Präsident geschrieben hat». Der britische Schriftsteller Jonathan Raban rühmte: «Jeder Satz hat seine eigene elegante Kadenz. Er hätte genauso gut ein Romanschriftsteller werden können wie ein Politiker.»

Nicht minder beeindruckt war der deutsche Obama-Biograf Christoph von Marschall, der in Obama einen «begnadeten Schreiber» ortete. Und in der *Weltwoche* (30.10.2008) schwärmte ein gewisser Hanspeter Born: «Die Lektüre hat mich mit Bewunderung für Obamas grosse, bei einem Politiker wohl einmalige literarische Begabung erfüllt. Obamas treffliche, oft warmherzige und manchmal sanft ironische Beschreibungen von Personen, alltäglichen Ereignissen und Schicksalsschlägen verraten eine für einen kühlen Realpolitiker seltene Humanität und einen für einen

Amerikaner aussergewöhnlichen Sinn für die Tragik der menschlichen Existenz.»

Das Buch erzählt, wie der Sohn eines afrikanischen Vaters und einer weissen Mutter aus Kansas seine Identität als schwarzer Amerikaner findet. Seine emotionale Odyssee führt ihn mit Mutter und Stiefvater nach Indonesien, wo er seine ersten Schuljahre verlebt, dann zu den weissen Grosseltern und in eine Eliteschule auf das gemischtrassige Hawaii, als Studenten nach Los Angeles, New York und Harvard, als Anwalt und Community Organizer nach Chicago, wo er seine Frau Michelle kennenlernt. Das Buch endet mit einer Reise zum Grab des Vaters und zu seinen Familienangehörigen in Kenia. Er wird mit der Wahrheit über das Leben seines polygamen und im Leben gescheiterten Vaters



Der Geist hinter Obama: Ex-Terrorist Bill Ayers.

konfrontiert. Zum Schluss versöhnt er sich mit seinem «geteilten Erbe». Wie Obama im Vorwort schreibt, ist der Dialog im Buch «eine Annäherung an das, was wirklich gesagt oder mir erzählt wurde. Aus Gründen der Verdichtung sind einige der Personen, die vorkommen, ein Kompositum von Leuten, die ich kannte, und einige Ereignisse folgen nicht der Chronologie. Mit der Ausnahme meiner Familie und einer Handvoll öffentlicher Figuren sind die Namen der meisten Figuren zum Schutz ihrer Privatsphäre geändert.»

Die Entschlüsselung von Fiktionen

Als sich abzeichnete, dass Barack Obama gute Chancen hatte, als Präsidentschaftskandidat nominiert zu werden, machten sich Journalisten auf die Suche nach seinen Spuren in Chicago, New York, Boston, Los Angeles, in Hawaii, Indonesien und Kenia. Sie entschlüsselten die in «Dreams» aufgeführten fiktiven Namen der

Schulkameraden, Lehrer, Freunde und Nachbarn, die seinen Lebensweg gekreuzt hatten, und interviewten diese Leute. Dabei stellte sich heraus, dass Obamas Darstellung gewisser Ereignisse nicht mit der Erinnerung der Personen übereinstimmte, die an diesen Ereignissen beteiligt waren. Zwei Reporter der *Chicago Tribune* interviewten vierzig Zeitzeugen in Indonesien und Hawaii und kamen zum Schluss, dass «Obamas oft vorgetragene Geschichten sich nicht so ereigneten, wie er sie erzählt hat. Einiges gelassen in der Wiedererzählung Obama besser ausschauen, andere scheinen seine inneren Kämpfe in Rassenfragen zu übertreiben oder gleiten einfach über schmerzhaftes, private Augenblicke in seinem Leben hinweg.»

Immer wieder beschreibt Obama in «Dreams», wie ihm seine rassische Herkunft zu schaffen machte. Diese Darstellung widersprach den Erinnerungen vieler, die ihm begegnet waren. Die *New York Times* schrieb: «Freunde, unter denen sich einige jährlich mit den Obamas in Hawaii treffen, sagten in Interviews, sie hätten den sorglosen (*happy-go-lucky*) Barry Obama, den sie gekannt hatten, in Obamas Kindheitserinnerung in «Dreams from My Father», wo er mit seiner gemischtrassigen Identität ringt, kaum wiedererkannt.» In der Autobiografie beschreibt Obama seinen Freund «Ray» – Deckname für den ebenfalls gemischtrassigen Keith Kakugawa – als fortwährend zornig über die Weissen. Der *New York Times*, die Kakugawa befragte, sagte dieser, seine eigene Frustration hätte nichts mit Rasse zu tun gehabt, sondern sein Zorn habe sich gegen die dominierenden Familien Hawaiis wie die Doles, die «Ananaskönige», gerichtet: «It just wasn't a race thing.»

In «Dreams» berichtet Obama von einer Begebenheit, die sein Rassenbewusstsein geweckt habe: Er ist neunjährig, lebt in Indonesien und will seine Mutter in der amerikanischen Botschaft in Jakarta besuchen, wo sie als Sekretärin arbeitet. Während er dort auf sie wartet, blättert er in den herumliegenden Ausgaben des *Life*-Magazins. Dabei stösst er auf einen Artikel, den er «wie einen Angriff aus dem Hinterhalt» empfindet. Der Artikel bildet einen schwarzen Mann ab, der seine Haut mit chemischen Aufhellungsmitteln behandelt hat, damit er wie ein Weisser aussehe. Die Chemikalien haben seine Haut zerstört, und jetzt ist sie mit Narben übersät. Obama schreibt: «Ich kann mir andere schwarze Kinder, damals und heute, vorstellen, die ähnliche Momente der Offenbarung durchgemacht haben.»

Die *Chicago Tribune* forschte nach und kam zum Schluss, dass *Life* nie eine derartige Geschichte und nie derartige Fotos veröffentlicht hatte. Obama meinte darauf, er habe die Geschichte möglicherweise in *Ebony* (einem Magazin für Schwarze) oder sonst wo gesehen. Auch die Archivare von *Ebony* fanden keine ähnliche Geschichte.



Der Redenschreiber und sein Präsident: Ted Sorensen (l.) und John F. Kennedy.

1984 beschloss Obama, der sein Studentendarlehen zurückzahlen musste und Geld für die Zukunft zur Seite legen wollte, «konventionelle Arbeit» zu suchen. Wie er in «Dreams» schreibt, stellt ihn ein «Beratungsunternehmen für internationale Konzerne» als Finanzredaktor an. Als einziger Schwarzer in der Firma ging er wie «ein Spion hinter feindlichen Linien» seiner Arbeit nach, wurde befördert, «hatte mein eigenes Büro, meine eigene Sekretärin, Geld auf der Bank». Manchmal nach einem «Interview mit japanischen Financiers oder deutschen Bond Traders» habe er sein Spiegelbild in der Lifttüre gesehen und sich vorgestellt, wie er «in Anzug und Krawatte, mit der Mappe in der Hand als Industriekapitän Befehle bellen oder Deals abschliessen würde», bevor er sich erinnerte, was er wirklich sein wollte.

Letztes Jahr sah sich Dan Armstrong, ein Arbeitskollege von damals, veranlasst, einige Dinge richtigzustellen. Die Firma, in der Obama und er selber arbeiteten, war kein Beratungsunternehmen mit multinationaler Klientel, sondern Herausgeberin eines Finanz-Newsletters, ein informeller Kleinbetrieb. Obama redigiert die Beiträge ausländischer Korrespondenten. «Soviel ich weiss», schrieb Armstrong in seinem Blog, «hatte er immer nur ein kleines Büro. Der Gedanke, dass er eine Sekretärin hatte, ist lachhaft. Barack verliess das Büro nie, trug nie eine Krawatte und hatte weder Anlass noch Gelegenheit, japanische Financiers oder deutsche Bond Traders zu interviewen.»

Armstrong, der sich selber als «Fan Obamas» bezeichnet, erklärt sich «enttäuscht»: «Baracks Story mag wahr sein, aber viele seiner Fakten sind es nicht.» Deshalb könne er «nicht

mehr unkritisch Barack Obama anhören, jetzt wo ich weiss, dass er willens ist, die Fakten für seine Zwecke umzubiegen».

Die literarische Detektivarbeit

Bog Obama die Fakten zurecht, spielte ihm sein Gedächtnis Streiche, oder erlaubte er sich einfach dichterische Freiheiten? Im Vorwort zur zweiten Auflage des Buchs räumt er ein, dass das Schreiben einer Autobiografie die Versuchung in sich birgt, «Ereignisse auf eine Weise zu färben, dass sie den Autor positiv» darstellen, und dass auch die Gefahr von «selektiven Gedächtnislücken» besteht.

Obama mag es nicht, wenn man ihn auf sein Buch und allfällige Unstimmigkeiten zwischen seinen Versionen und denjenigen ande-

Jemand musste das Material Obamas in ein brillantes Werk umgewandelt haben.

rer Mitbeteiligter anspricht. David Mendell, der für die *Chicago Tribune* seine Senatswahlkampagne 2004 begleitete, stellte ihm immer wieder Fragen über sein Leben, was der aufstrebende Jungpolitiker als lästig empfand. Als Mendell ihm erklärte, es sei sein Job, «neue Anekdoten und Zitate aufzutreiben und die Gültigkeit der Geschichte in seinem Buch nachzuprüfen», sagte er, er begreife dies. «Aber», schreibt Mendell in seiner (ausgezeichneten) Obama-Biografie, «seine ständig gefurchte Stirne, zusammen mit seiner herrischen Art, gab mir den Eindruck, er sei persönlich beleidigt, dass ich es wagte, seine Integrität als Autor und Person in Frage zu stellen.»

Kein Wunder also, dass Journalisten, die beim Präsidenten gut angeschrieben sein wollen, um Fragen bezüglich der Glaubwürdigkeit von «Dreams» from My Father» einen weiten Bogen machen. Sie sind in den massgeblichen Medien bis heute kein Thema, und dies trotz den unentwegten Bemühungen von Jack Cashill, einem 61-jährigen in Kansas City lebenden Buchautor, Journalisten und Filmemacher mit einem Doktorat in amerikanischen Studien von der Purdue-Universität.

Als Cashill vor anderthalb Jahren Obamas Autobiografie las, stutzte er. Etwas stimmte nicht. Cashill hat Erfahrung im Umgang mit Buchtexten. Als erfolgreicher Schriftsteller wird er oft von Verlegern angeheuert, um Manuskripte prominenter Autoren zu retten. Er ist Textaufbereiter, Umschreiber und Flicker von Manuskripten. In einer langjährigen Karriere im Verlagswesen und in der Werbung hat Cashill «nicht weniger als tausend Portefeuilles von professionellen Schreibern» begutachtet.

Hatte Obama, der zuvor bloss «Tagebuchnotizen und schlechte Gedichte» (nach eigener Einschätzung) sowie ein paar unbedeutende Artikel verfasst hatte, es in sich, ein Buch wie «Dreams» zu schreiben? Cashill konnte es nicht glauben. Zur Illustration zitiert er die in «Dreams» gegebene Beschreibung des Winters in Chicago: «Night now fell in midafternoon, especially when the snowstorms rolled in, boundless prairie storms that set the sky close to the ground, the city lights reflected against the clouds» – und hält es für ausgeschlossen, dass Obama einen solch lyrischen Satz hätte fertigbringen können.

Die Dissertation und die Seminararbeiten, die der Student Obama verfasst hat, sind bis heute unter Verschluss. Als Beispiele für die Qualität seiner Prosa gibt es zwei veröffentlichte Essays aus den Jahren 1983 und 1988, denen Cashill die Prädikate «klobig», «langweilig» und «bleiern» gibt. In keinem der beiden Essays fand Cashill «einen einzigen Satz, der kraftvoll oder poetisch ist, und schon gar nicht denkwürdig».

Schriftstellerei ist ein Handwerk wie jedes andere. Ohne Übung bringt es keiner zum Meister. Der Verfasser unbeholfener Aufsätze wird nicht plötzlich zum «begnadeten Schreiber». Cashill kam zum Schluss, dass Obama bei der Abfassung des Buchs Hilfe gehabt haben musste. Jemand musste Obamas Rohmaterial in ein kunstvoll aufgebautes, gefühlvolles und sprachlich brillantes Werk umgewandelt haben. Doch wer war dieser geheimnisvolle Helfer, dieser «Bücherdokter»? Obamas Lektor, seine Agentin, ein Ghostwriter?

Cashill hat Erfahrung in literarischer Detektivarbeit. 2005 erschien sein «Hoodwinked» (zu Deutsch etwa «reingelegt» oder «hintergangen»), in dem er, gestützt auf Forschungen anderer Autoren, über besonders krasse

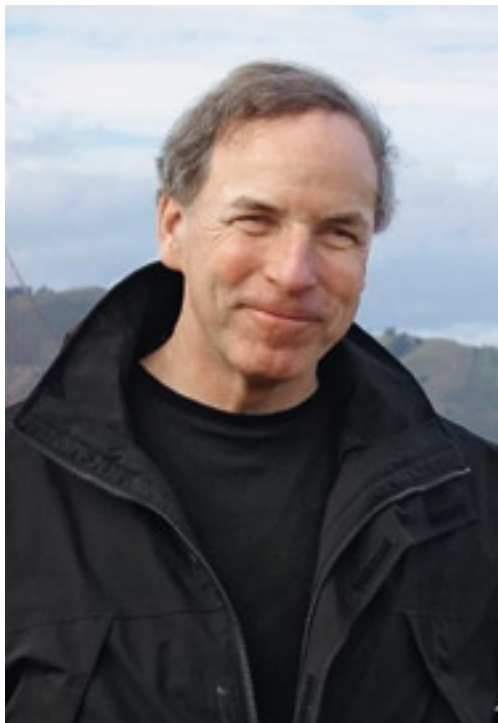
Schwindel in den Geisteswissenschaften und in der Literatur berichtet. Er schaute sich Fälle an wie denjenigen der berühmten Anthropologin Margaret Mead, deren hochgepisener Klassiker «Coming of Age in Samoa» mehr auf Wunschdenken denn auf seriöser Forschung beruhte; oder denjenigen des Sexualforschers Alfred Kinsey, der Statistiken fälschte und wesentlich mit einem kriminellen Pädophilen zusammenarbeitete; oder denjenigen von Alex Haley, dessen angeblich wissenschaftliche Ergründung seiner Herkunft im Bestseller «Roots» («Wurzeln») sich als Plagiat und Fantasterei erwies. Bei der Arbeit an «Hoodwinked» entwickelte Cashill, wie er selber sagt, «ein Auge für literarischen Humbug».

Der schreibende Geist Obamas

Auf seiner Suche nach dem mysteriösen Ghostwriter, Mitautor oder Bücherdokter von «Dreams from My Father» wurde Cashill fündig, als er die 2001 erschienenen Lebenserinnerungen «Fugitive Days» des ehemaligen militanten Studentenführers Bill Ayers in die Hände nahm. Der verstorbene Edward Said, Professor für englische Literatur und Komparatistik (und Autor von «Orientalismus»), lobte das Werk Ayers' als «einzigartig in seinen schonungslosen Details und in seiner wunderbaren menschlichen Geschlossenheit und Integrität». Said bewunderte, dass Ayers «seinen Familienhintergrund, seine Erziehung, sein politisches Erwachen, seinen Zorn und sein Engagement [...] ohne eine Spur von Nostalgie» wiedergibt. Sais Worte hätten ebenso gut Obamas «lyrischer, unsentimentaler und fesselnder» Erinnerungsschrift gelten können.

Die inhaltlichen und stilistischen Übereinstimmungen, die Cashill in der Folge zwischen «Dreams» und «Fugitive Days» aufspürte, sind frappierend. Cashill verglich Vokabular, Metaphern, Satzaufbau und Struktur der beiden Bücher (www.cashill.com/index.htm). Überzeugend sind dabei die von Cashill aufgezeigten Parallelen aus der Terminologie der Seefahrersprache. Ayers hatte als Matrose angeheuert mit der Absicht, «einen amerikanischen Roman über einen jungen Mann zu See» zu schreiben, merkte dann aber, dass «ich es nicht in mir hatte». Was Ayers aus der Seefahrerzeit blieb, waren nautische Ausdrücke und Bilder, die sich wie ein roter Faden durch seine eigenen Bücher zogen – und die in gleicher oder ähnlicher Form auch in «Dreams» auftauchen.

Die Autobiografien Ayers' und Obamas sind als Pilgerfahrten zu sich selbst ähnlich konstruiert. Cashill vermutet, dass für beide Bücher Homers «Odyssee» die Struktur vorgegeben hat. Ähnlich ist auch der Auftakt der beiden Bücher. In «Dreams» erhält Obama einen Telefonanruf von seiner Tante Jane aus Nairobi, die ihm mitteilt: «Hör zu Barry, dein Vater ist tot.» Danach bricht die Verbindung ab. Höhepunkt der Einleitung von «Fugitive



Der literarische Detektiv: Jack Cashill

Days» ist auch ein Telefonanruf, nur geht es hier nicht um den Vater, sondern um Ayers' Geliebte. «Diana ist tot», sagt die Stimme am Apparat. Ayers «rennt wild davon» und lässt den Hörer des Telefons baumeln.

Nachdem Cashill seine ersten Artikel im Internet veröffentlicht hatte, erhielt er Zuschriften, die auf weitere verbale und inhaltliche Parallelen zwischen Ayers und Obama hinwiesen. Heute ist sich Cashill sicher: «Das überwältigende Beweismaterial weist stark darauf hin, dass (Ayers) das Gerüst von Obamas Leben benutzte und es mit seinen eigenen Ideen, Vorurteilen, Leidenschaften, seinen eigenen Freunden und sogar seinen eigenen Romanzen fertigstellte, alles genügend abgedämpft, um Obama als potenziellen Kandidaten lebensfähig zu erhalten.»

Obamas Buch wurde im Juni 1995 veröffentlicht. Fünf Monate zuvor hatte Ayers, mittlerweile ordentlicher Pädagogikprofessor an der Universität Illinois, den jungen, unerfahrenen Anwalt Obama als Vorsitzenden einer mit über 50 Millionen Dollar dotierten, von ihm als Geschäftsführer geleiteten wohltätigen Stiftung (Chicago Annenberg Challenge) ausgewählt. Die beiden hatten sich bereits in den achtziger Jahren kennengelernt. Ayers' Frau, Bernardine Dohrn, arbeitete in der gleichen Anwaltskanzlei wie Michelle Obama. Dass die Obamas und die Ayers sich als «Familienfreunde und Nachbarn» gut kannten (wie Ayers 2008 im Nachwort zur Neuauflage von «Fugitive Days» schreibt), geht auch daraus hervor, dass Obama im Herbst 1995 seinen Wahlkampf um den Sitz eines Staatssenators von Illinois mit einem Fundraiser im Hause der Ayers eröffnete.

Cashills in mehreren Online-Artikeln in der zweiten Hälfte des Wahljahres 2008 dar-

gelegten Argumente für Ayers' substanzielle redaktionelle Hilfe bei der Abfassung von Obamas Autobiografie fanden in den amerikanischen Medien kaum Echo. Man konnte schlicht nicht glauben, dass der neue Stern am Polihimmel sich von einem ehemaligen Terroristen und immer noch bekennenden Marxisten die Feder hatte führen lassen. Der Öffentlichkeit genügte es, dass der Präsidentschaftskandidat abwinkte. Zu seiner Beziehung zu Ayers befragt, antwortete Obama wörtlich: «Dies ist ein Kerl (*guy*), der in der Nachbarschaft wohnt, der ein Englischprofessor in Chicago ist, den ich kenne, von dem ich keine offizielle Unterstützung erhalten habe. Er ist nicht jemand, mit dem ich regelmässig Ideen austausche.» Als eine Reporterin der *Washington Times* Ayers auf seine mögliche Mitwirkung bei «Dreams from My Father» ansprach, winkte er ab: «Ich hatte keine Zusammenarbeit. Dies ist ein Mythos.» So gab es nicht einmal eine Kontroverse. Selbst Obama kritisch gesinnte Medienorgane und Kommentatoren nahmen Cashills Ausführungen nicht ernst. Anhänger Obamas vermuteten einen weiteren konspirativen Schmutzangriff rechtsextremer Kreise.

Der Ex-Terrorist und Noch-Marxist

Spielt es überhaupt eine Rolle, wer «Dreams» geschrieben hat? Kein Hahn kräht heute danach, dass John F. Kennedy mit seinen von Ted

Die inhaltlichen und stilistischen Übereinstimmungen, die Cashill aufspürte, sind frappierend.

Sorensen geschriebenen Essays «Profiles in Courage» einen unverdienten Pulitzer-Preis erhielt. Es gibt entscheidende Unterschiede zwischen Kennedys und Obamas Buch. Aus mindestens zwei Gründen ist die Urhebererschaft von «Dreams from My Father» politisch bedeutungsvoll.

Der erste Grund ist die Person von Bill Ayers. In gutbürgerlichem Milieu in einem Vorort von Chicago aufgewachsen – sein Vater stieg bis zum CEO von Con Edison, Chicagos grösstem Elektrizitätsunternehmen, auf –, schloss sich Ayers (Jahrgang 1944) an der Michigan-Universität der militanten Studentenbewegung SDS an, die gegen den Vietnamkrieg und die Diskriminierung der Schwarzen protestierte. Bei einem Sit-in in einem Aushebungsbüro wurde er verhaftet und verbrachte zehn Tage im Gefängnis. Nach den Strassenschlachten in Chicago beim Parteikonvent der Demokraten 1968 radikalisierte sich die Studentenbewegung immer mehr, und Ayers gründete mit einigen gleichgesinnten die Splittergruppe Weatherman – benannt nach Bob Dylans Vers «You don't need a weather man to know which way the wind blows». Ziel

dieser «weissen Kampftruppe» war «die Zerstörung des US-Imperialismus und die Errichtung des Weltkommunismus». An einer Tagung der Gruppe in Cleveland 1969 hielt Ayers die Eröffnungsrede, in der er vor Defätismus warnte: «Wir müssen kämpfen und den Leuten zeigen, dass wir bereit sind, in unserem Kampf zu sterben, um den US-Imperialismus zu besiegen.» Die Ideen der Gruppen, welche die aggressive Taktik von Weatherman nicht billigten, müssten «total diskreditiert, zerschmettert und zerstört werden». Ayers Rede gipfelte in den Worten: «Wir werden niemand dazu auffordern, Gewehre nach Chicago zu bringen, wir fordern niemand dazu auf, aus der Menge zu schießen, aber wir werden auch klarmachen, dass, wenn ein Bulle (*pig*) kaltgemacht wird, dies eine gute Sache ist und dass jeder, der sich als Revolutionär betrachtet, bewaffnet sein soll, eine Pistole haben soll, eine Pistole bei sich zu Hause.»

Die in Zellen organisierte, von einer kollektiven Führung geleitete Untergrundbewegung veröffentlichte eine «Kriegserklärung gegen die US-Regierung». Am 6. März 1970 erschütterte eine gewaltige Explosion eine Residenz im New Yorker Greenwich Village. Drei Mitglieder der Weatherman kamen um, darunter Ayers' Geliebte Diana Oughton. Die drei hatten eine Nagelbombe gebastelt, die für den Tanzanlass von Unteroffizieren im Armeestützpunkt bestimmt war und aus Unachtsamkeit vorzeitig in die Luft ging. Nach diesem Desaster tauchten die Mitglieder der sich nun Weather Underground nennenden Organisation ab. Weather Underground startete eine Bombenkampagne gegen Amtsgebäude und Banken. Den meisten nächtlichen Anschlägen gingen Warnungen voraus, so dass die betroffenen Gebäude evakuiert werden konnten.

Bei mehreren der über zwanzig Attentate, so dem Bombenanschlag auf das Pentagon zum Geburtstag des vietnamesischen Kommunistenchefs Ho Chi Minh, war Ayers persönlich beteiligt. «Es war ein kleines Zweipfünder-Bömbchen gegen das Pentagon – das organisierende Hauptquartier einer Gang mörderischer Diebe, einen kolossalen Schmutzleck auf dem Planet, ein verhasstes Symbol überall auf der Welt.»

Niemand wurde verletzt, der Schaden belief sich auf ein paar 10 000 Dollar, aber das Echo war gewaltig. Präsident Nixon sprach vom Werk «feiger Terroristen». Ayers schreibt: «Wir waren nicht Terroristen, dachte ich, auch wenn sie den Vorwurf noch so viele Male wiederholen. [...] Wir waren Teil einer Bewegung und dann einer Strömung, die auf den bewaffneten Kampf hinsteuerte. Wir überschritten die Linie, aber wir kamen zurück.»

Zusammen mit Bernardine Dohrn, die er später heiratete und mit der er zwei Kinder hat, galt Ayers als der eigentliche Führer der Weather Underground. Nach zehn Jahren auf



«Den Krieg nach Hause tragen»: Die Weathermen 1969 in Chicago (Bill Ayers, Vierter v.l.).

der Flucht – «schreckliche, exquisite Jahre» – stellte sich das Paar 1980 der Polizei. Wegen illegalen Vorgehens des FBI wurde die Anklage gegen Ayers fallengelassen, und Dohrn kam mit einigen Monaten Untersuchungshaft und einer bedingten Gefängnisstrafe davon. Nicht zuletzt dank der Protektion von Ayers' prominentem Vater gelang den beiden der Wiedereinstieg in die Chicagoer Gesellschaft, und beide sind heute geachtete Professoren, Dohrn für Recht, Ayers für Pädagogik.

Bis heute zeigen Ayers und Dohrn keine Reue. Im Nachwort von 2008 zu «Fugitive Days» schreibt Ayers: «Ich tötete niemanden, und ich verletzte niemanden, und ich bereute keine Minute lang, dass ich mich dem mörde-

Bis heute zeigt Ayers keine Reue. Ein Anarcho-Kommunist, der die Regierung stürzen wollte.

rischen Angriff auf Vietnam mit jeder Unze meines Seins widersetzte. Über tausend Menschen wurden wöchentlich ausgelöscht, und die Antikriegskräfte konnten dies nicht verhindern. Wir waren nicht wirkungsvoll genug, nicht stark genug, nicht schlau genug, nicht erfahren genug, schnell genug.» Und: «Ich war ein revolutionärer Anarcho-Kommunist, der die Regierung stürzen wollte, ein ehrenwertes, wenn auch unbescheidenes Ziel.»

Ayers hat seinen Ansichten nicht abgeschworen. Die Vereinigten Staaten bleiben für ihn ein Monstrum, Ho Chi Minh, Mao, Castro, Che Guevara seine Helden. Im Bemühen, das Leid der Welt seinem eigenen Land in die Schuhe zu schieben, nimmt er es mit den Fakten nicht immer genau: «Ich bin zum Schluss gekom-

men, dass, wenn es um die Wahrheit geht, *Fiktion* fast immer die bessere Arbeit leistet.»

Der 33-jährige Obama erlangte dank seiner hochgelobten Autobiografie politische Glaubwürdigkeit. Wenn ein «revolutionärer Anarcho-Kommunist» massgeblich am Entstehen dieses Buches beteiligt gewesen sein sollte und seine Ideen in dieses Buch einfließen liess, ist dies gewiss relevant. Stimmt die These von der Miturheberschaft Ayers', dann wirft dies aus einem zweiten Grund ein schlechtes Licht auf den Präsidenten. Dann hat er sich mit fremden Federn geschmückt. In der Einleitung zu «Dreams from My Father» dankt er seiner Agentin, seinem Lektor, zwei Personen, die das Manuskript lasen und durch den Druck begleiteten. Ayers wird mit keinem Wort erwähnt.

Die Fabrikation

Die These von Ayers' Beteiligung bei der Abfassung von Obamas Autobiografie war bereits in Vergessenheit geraten, als Ende September das Buch «Barack and Michelle: Portrait of an American Marriage» erschien. Dessen Autor Christopher Andersen, ein ehemaliger Redaktor von *Time* und *People*, ist bekannt für seine Biografien von prominenten Persönlichkeiten. Nachdem er bereits die Ehen von John und Jackie Kennedy, Bill und Hillary Clinton sowie George und Laura Bush unter die Lupe genommen hatte, zeichnete er in seinem neuen Buch ein wohlwollendes Bild des jetzigen Präsidenten und seiner First Lady. Und am Rande kommt Andersen in den 335 Seiten des Buchs auf die Entstehungsgeschichte von Obamas literarischem Meisterwerk «Dreams from My Father» zu sprechen. Als erster Schwarzer, der Harvards berühmte *Law Review* präsiidierte, hatte Obama vom Verlag Simon & Schuster ei-



Sie soll Bill Ayers als Ghostwriter empfohlen haben: Michelle und Barack Obama.

nen Vorschuss von 125 000 Dollar für ein Buchprojekt über sein Leben erhalten. Obama fühlte sich überfordert oder «hoffnungslos blockiert» und hatte nach vier Jahren immer noch kein Manuskript bereit. Als auch ein Aufenthalt in Bali Obama bei seiner Arbeit nicht weiterbrachte, empfahl Michelle ihm, sich an «seinen Freund und Hyde-Park-Nachbarn Bill Ayers» zu richten.

Um seine Familiengeschichte auszugestalten, hatte Obama Tonbandinterviews mit verschiedenen Verwandten gemacht. Andersen schreibt: «Diese Oral History zusammen mit einem unvollständigen Manuskript und Wagenladungen von Notizen wurden Ayers übergeben.» Andersen zitiert einen Nachbarn aus Chicagos Hyde-Park-Quartier: «Jeder wusste, dass sie Freunde waren und an verschiedenen Projekten zusammenarbeiteten. Dies war kein Geheimnis. Wieso auch hätte es eins sein sollen. Die Leute mochten beide.» Andersen weiter: «Am Ende würde Ayers' Beitrag zu Baracks <Dreams from My Father> beträchtlich sein – so dass die Sprache des Buchs, seltsam spezifische Hinweise, literarische Kunstgriffe und Themen eine auffallende Ähnlichkeit zu Ayers eigener Schriftstellerei haben würden.»

Andersen will seine zwei Quellen nicht nennen, aber es besteht kein Grund, an deren Aussagen zu zweifeln. Die von Cashill gesammelten Indizien sind erdrückend, aber sicher ist die Autorschaft von «Dreams» erst, wenn Obama oder Ayers oder deren Gattinnen, die auch auf dem Laufenden gewesen sein müssen, dies eingestehen.

Am Montag letzter Woche wartete die Hausfrau und Hobby-Bloggerin Anne Leary im Reagan-National-Flughafen, Washington, auf den Flug nach Chicago und trank einen Kaffee. Plötz-

lich erblickte sie Bill Ayers, der – «schlampig, ausgedünnter Bart, verdrehter Ohrring und Brille mit Drahtrahmen» – an der Theke seine Bestellung aufgab. Sie nahm ihre Kamera und lichtete den Professor ab. Man kam ins Gespräch. Ayers war in Washington, um ein Referat über Erziehung zu halten, und meinte: «Erziehung ist mein Gebiet. Sie sollten nicht alles glauben, was Sie über mich hören. Sie wissen nichts über mich.» Leary: «Ich weiss ziemlich viel, ich komme aus Chicago, ich bin eine konservative Bloggerin, und ich werde über diese Begegnung einen Beitrag machen.» Worauf Ayers – immer gemäss Leary – wie aus heiterem Himmel sagte: «Ich habe <Dreams from My Father> geschrieben.» Leary: «Sie geben es also zu?» Ayers: «Michelle hat mich darum gebeten.» Und dann fuhr er fort: «Und wenn Sie es beweisen können, teilen wir die Tantiemen.» Leary: «Hören Sie auf, mich auf den Arm zu nehmen.» Als Leary sagte, er habe das Buch wahrscheinlich stark redigiert, insistierte Ayers: «Ich schrieb es.» Leary: «Wieso soll ich Ihnen glauben, Sie sind ein Lügner.» Ayers schaute sie an, drehte sich um und ging.

Die Motive

Ayers ist bekannt für seinen schrägen Humor. Hat er einen Scherz gemacht? Wollte er seine Gesprächspartnerin auf den Arm nehmen? Nun meldete sich im Internet ein Will Englund, der kürzlich mit Ayers eine ganz ähnliche Erfahrung gemacht hatte. Englund ist nicht irgendwer, sondern ein geachteter Journalist, ehemaliger Russland-Korrespondent der *Baltimore Sun*, Gewinner eines Pulitzerpreises für Recherchierjournalismus. Nachdem Bill Ayers an einem Literaturfestival sein Referat beendet hatte, sprach ihn Will Englund direkt auf die Frage der Autorschaft von

«Dreams» an. Ayers soll zuerst verblüfft gewesen sein und nahm ihn dann mit einem schelmischen Lachen zur Seite und sagte: «Hier ist, was ich sagen werde. Dies ist mein Zitat: Schauen Sie darauf, dass Sie dies genau niederschreiben: Ja, ich schrieb <Dreams from My Father>.» (<I ghostwrote the whole thing.>) «Ich habe den Präsidenten drei- oder vier Mal getroffen und dann das ganze Buch geschrieben.» Ayers strahlte und fügte hinzu: «Und jetzt möchte ich die Tantiemen.»

Ayers ist auch für seine Gerissenheit bekannt. Wollte er Cashill und andere, die der Meinung sind, er habe bei «Dreams» seine Finger im Spiel gehabt, lächerlich machen? Sie in die gleiche Ecke verweisen wie die sogenannten *birthers*, die paranoiden, rechtsextremen Verschwörungstheoretiker, die glauben, Obamas Geburtsurkunde sei gefälscht, er sei im Ausland geboren und deshalb als Präsident nicht wählbar gewesen? Oder war das Zitat, das er Englund diktierte, ein zarter Wink an Obama, der allein im Jahr 2005 gemäss seiner eigenen Steuererklärung mit «Dreams» 1,2 Millionen Dollar verdiente?

Jedenfalls ist jetzt eine Diskussion in Gang gekommen. Hat ein ehemaliger Bombenleger die Autobiografie des Präsidenten verfasst? Man wartet gespannt, ob an der nächsten Pressekonferenz Obamas ein Journalist den Mut haben wird, die Frage nach der Verfasserschaft von «Dreams from My Father» zu stellen. ○

suche.ch
Das Schweizer Internet-Portal
jetzt noch besser!
einfacher - schneller - genauer

schon besucht?


- nahrung.ch
- pizzakuriere.ch
- champagner.ch
- brautmode.ch
- schuhe.ch
- taschen.ch
- bademode.ch
- wetterbericht.ch**

+SEGMENTO®

www.bildstein.com




Wissen, was zählt.

poggen[®]
pohl 

Rechtsberatung für KMU!


Wir beraten Ihr Unternehmen bei Rechtsfragen.

Der Beobachter bietet KMU kompetente Rechtsberatung - für nur Fr. 0.80 pro Tag.

 Telefonische Beratung durch unsere Expertinnen und Experten zu Rechtsfragen, die Ihr Unternehmen betreffen. Die telefonische Beratung kann jeder Ihrer Mitarbeiter nutzen. Telefon 043 444 54 09, montags bis freitags von 9 bis 13 Uhr.

Abonnements-Inhaber haben zusätzlichen Anspruch auf Rechtsberatung in privaten Angelegenheiten.

 Voller Zugriff auf unsere Beratungsplattform **HelpOnline.ch** rund um die Uhr.

 13 Ausgaben des Beobachters, alle 14 Tage neu. Mit grossem Ratgeberanteil, Informationen, Unterhaltung und Aufklärung.



Gratis
für Sie!

Exklusives Angebot: Sie sparen über 20%

6 Monate statt Fr. 125.- nur Fr. 99.-. Als **Geschenk** erhalten Sie das Standardwerk für KMU vom Beobachter-Buchverlag «So kommen Sie zu Ihrem Geld» im Wert von Fr. 48.-. Das Handbuch zeigt Unternehmen Schritt für Schritt, wie sie das Verlustrisiko vom ersten Geschäftskontakt an eindämmen können.

Gleich Exklusivangebot bestellen und profitieren!

Beobachter

Wissen, was wichtig ist.

Ja, ich nutze das KMU-Exklusivangebot!

Ich möchte das Beobachter-Beratungspaket für KMU für 6 Monate für nur Fr. 99.- (statt Fr. 125.-) und spare dabei über 20%!

Mein Beratungspaket enthält:

- ▶ 6 Monate telefonische Beratung zu Rechtsfragen, die mein Unternehmen betreffen
- ▶ Rechtsberatung für mich persönlich in privaten Angelegenheiten
- ▶ 6 Monate vollen Zugriff auf HelpOnline.ch
- ▶ 13 Ausgaben des Beobachters

Zusätzlich erhalte ich das Buch «So kommen Sie zu Ihrem Geld» im Wert von Fr. 48.- gratis.

Anzahl der Mitarbeiter:

- 1-25 ab 26

Firma	Strasse, Nr.		
Adresszusatz	Plz.	Ort	
Vorname	Telefon		
Name	E-Mail		

Ja, ich bin damit einverstanden, dass die Axel Springer Schweiz AG mich künftig per Telefon oder E-Mail über interessante Angebote informiert.

FL 022 M00 000 507

Coupon ausfüllen und einsenden an: Beobachter, Abo-Service • Postfach • 8021 Zürich
Noch schneller gehts per Telefon: 0800 83 0800 • oder im Internet: www.beobachter.ch/kmu

«Mit drei Frauen ist es leichter»

Nach gängiger Vorstellung ist Hugh Hefner ein reicher Greis, der sich einen Harem junger Blondinen hält. Das stimmt. Aber stolz ist der Bunny-Erfinder auf ganz anderes. Eine Begegnung in der Playboy Mansion in Los Angeles. Von Beatrice Schlag

«Vor dem Tor zur Mansion ist links ein grosser Stein. Fahren Sie nahe ran, öffnen Sie das Autofenster und warten Sie», hatte Hefners Pressefrau gesagt. Kaum ist die Scheibe unten, sagt das Mikrophon im Stein: «Welcome to the Playboy Mansion. Wen dürfen wir begrüßen?» Das Tor zwischen den riesigen Bäumen im vornehmen Stadtteil Bel Air öffnet sich. In einer Kurve der Auffahrt steht ein gelbes Warnschild «Playmates at Play». Die trutzige graubraune Steinburg im Tudorstil mit den Butzenscheiben, vor der man parkt, sieht riesig, aber enttäuschend wenig nach Lustschloss aus. Der Assistent führt in Hefners Arbeitszimmer, einen kleinen, dunklen, mit ledergebundenen Bänden vollgepackten Raum mit Eames-Sessel, Sofa und schwerem Pult. Aus den Nebenräumen klingt Gekicher und Geschnatter.

«Wir haben nur wenig Zeit vor dem Interview», sagt der Assistent, «aber ich kann Ihnen ein paar Räume zeigen.» Der erste ist der Kinoraum, in den Filmfan Hefner mindestens dreimal pro Woche Freunde einlädt: samstags zu Klassikern, sonntags zu neuen Filmen. Am Montag ist Männerabend. Welche Filme da gezeigt werden, sagt der Assistent nicht. Die Stühle sind einladend weich. An den Seiten türmen sich rote Samtkissen, die je nach Film auf dem Boden ausgebreitet werden, damit man Kino ausgestreckt geniessen kann.

Im danebenliegenden Esszimmer – es ist halb drei Uhr nachmittags – stochert eine spärlich bekleidete junge Blondine in einem Teller mit sehr gesund aussehendem Frühstück: pochiertes Ei, Früchte, Kartoffeln. Sie grüsst gutgelaunt. Die Tür zum angrenzenden Zimmer steht weit offen, da kommt das Geschnatter her. Drei ebenfalls nur unwesentlich bekleidete Blondinen bereiten sich für TV-Aufnahmen vor, eine wird gerade geschminkt. Auch sie grüssen freundlich. Der Assistent möchte ins Arbeitszimmer zurück, man bittet um einen Moment, um sich den Pollock hinter der frühstückenden Blondine anzusehen. Und den Yves Klein, den Matisse, die Picasso-Zeichnung. Die teure Kunst ist völlig unpräzise gehängt, zwischen gelegentlich erschlagenden Ölbildern des Eigentümers. Über 4000 Gemälde und Zeichnungen soll es in der ganzen Mansion geben, viele von ihnen ein Vermögen wert. Der Assistent sieht auf die Uhr.

Punkt drei Uhr, wie vereinbart, betritt Hugh Hefner den Arbeitsraum. Er trägt eine

schwarzseidene Pyjamahose und einen bestickten roten Hausmantel mit schwarzem Schalkragen. Der 83-Jährige sieht nicht sexy aus, sondern wie ein fitter alter Mann in einem teuren Pyjama. Er will die Fragen ins linke Ohr, das rechte hört nicht mehr gut. Das linke, stellt sich heraus, ist auch nur noch mässig funktionstüchtig, es ist ein lautes Interview. Sein Verstand ist glasklar, seine Gedanken scheinen oft abzuschweifen. Am Tag danach steht in der Zeitung, er habe gestern die Scheidung von seiner zweiten Frau Kimberley Conrad eingereicht, die, seit zehn Jahren von ihm getrennt, in der benachbarten Villa in freundlichem Einvernehmen die beiden gemeinsamen Söhne grosszog. Irgendwann während des Interviews dreht er sich zu seinem Assistenten um und sagt: «Ich fürchte, sie wird mich brutal ausnehmen.»

Herr Hefner, in der nächsten Woche veröffentlicht der Taschen-Verlag eine sechsbändige Ausgabe Ihres Lebenswerks «Playboy» in einer Mini-Auflage von 1500. Warum wollen Sie die heitere Sittengeschichte einer ganzen Generation so wenigen Leuten vorbehalten?

Es wird 1500 von mir handsignierte und von einem Stück Seidenpyjama begleitete Ausgaben geben. Es gehört zur einzigartigen Verlagspolitik von Taschen, solche Ausgaben für Sammler zu machen. Aber ich denke in der Tat, dass kein anderes Magazin die Essenz der Popkultur jener Zeit besser erfasst hat als *Playboy*. Das war mein Ziel.

Was machte Sie in den 56 Jahren, seit Sie *Playboy* gründeten, am glücklichsten?

Mein Einfluss auf die gesellschaftlichen sexuellen Veränderungen. Ich habe mit grossem persönlichem Einsatz das Magazin geschaffen, das vermutlich als das einflussreichste seiner Zeit in Erinnerung bleiben wird. Wir halfen, die Welt zu verändern. Das ist sehr aufregend.

In der sechsbändigen Ausgabe sehen viele zum ersten Mal, dass Sie ein brillanter Zeichner und Cartoonist waren.

Gott sei Dank war ich nicht begabt genug, sonst hätte ich einen Beruf daraus gemacht und wäre damit nie so glücklich geworden wie als Herausgeber.

Sie beschreiben Ihr Elternhaus als sehr puritanisch und verklemmt, keine Umarmungen, keine Zärtlichkeiten. Was machte Sie so offen für Sexualität?

Das ist eine sehr direkte Folge meiner konservativen Erziehung. Ich flüchtete in Fantasien, die vom Kino lebten, romantische, sehr visuelle Fantasien. Das Magazin war ein Ergebnis davon. Es war ja von Anfang an sehr persönlich. Ich bin 1926 geboren, in den Roaring Twenties, dem Zeitalter des Jazz, und wuchs nach dem Crash von Wall Street auf, in einer konservativen Zeit, in der die Zensur von Filmen eingeführt wurde und selbst Ehepaare auf der Leinwand in Einzelbetten nebeneinander schlafen mussten. Das brachte ich, bewusst und unbewusst, schon früh damit in Zusammenhang, dass ich daheim nicht umarmt wurde. Schon als Teenager war ich überzeugt, dass ich zu spät geboren war. Ich hatte die Party verpasst, Francis Scott Fitzgerald, «The Great Gatsby», die grossen Jazzmusiker. Als sei ich am Sonntag nach dem Fest geboren, als nur noch leere Gläser herumstanden.

Wie war es nach dem Zweiten Weltkrieg?

Ich war zwei Jahre in der Armee gewesen und erwartete nach Kriegsende eine ähnlich festliche Zeit wie die Roaring Twenties. Aber es war das Gegenteil. Die Nachkriegszeit in den USA war sozial, sexuell und politisch konservativ. Als die Rocksäume statt nach oben nach unten rutschten, dachte ich, wir haben ein grosses Problem. Das soll Fortschritt sein? Das war ein Teil meines Motivs, *Playboy* zu machen. Ich wollte kein Sex-

Der 83-Jährige sieht nicht sexy aus, sondern wie ein fitter alter Mann in einem teuren Pyjama.

Magazin, sondern ein Lifestyle-Magazin machen, zu dem auch romantische Sex-Beziehungen zwischen den Geschlechtern gehören. Und ich fand auch in jenen konservativen Zeiten, dass es für einen Mann mehr im Leben geben sollte als Heirat, Kindererziehung, Fernsehen, Bowling und Kartenspiele mit den Kumpels. Das Leben sollte mit etwas Stil gestaltet werden. Dafür sollte das Magazin stehen. Offensichtlich traf es einen Nerv, sonst wäre ich nicht hier.

Sie zitieren die feministische Soziologin Barbara Ehrenreich, die sagte, der frühe *Playboy* sei die Stimme männlicher Rebellion gewesen.

Ich glaube, sie hat recht. Es gab in der ersten Nummer eine Geschichte über *gold diggers*, Frauen, die sich nur an reiche Männer heran-



«Wir halfen, die Welt zu verändern»: Playboy-Gründer Hugh Hefner.



Erste Liebe: mit späterer Ehefrau Millie, 1944.



«Ich war absolut treu gewesen»: mit Sohn Marston und Ehefrau Kimberley, 1993.

machen. Es steckte viel Ironie drin, aber ich wollte damit durchaus etwas über den Kampf zwischen den Geschlechtern sagen. **Camille Paglia, ebenfalls eine feministische Autorin, preist Sie dafür, mitten in den Jahren des harten Marlboro-Mannes das kluge und gebildete Modell eines sanften amerikanischen Gentlemans geschaffen zu haben: «Playboy feierte urbane Vergnügen, einen befreiten Lebensstil, Lebensfreude. In Hef's world standen Männer durchaus auch am Herd.»**

Ich war nie ein Macho, weil ich das kreuzdumm fand. Diese Macho-Haltung von Männern, die nur mit Männern rumhängen, war sehr populär nach dem Zweiten Weltkrieg, eine Nachwirkung der Soldatenzeit. Aber mir schien das sehr schlicht und blöd. Ich wollte ein Leben mit mehr

«Wenn wir Menschen keine Tiere sind, was dann? Gemüse? Mineralien?»

Klasse. Die andern Männermagazine der Nachkriegszeit handelten von Abenteuern in der Natur, Fischen, Jagen. Ich wollte meine Zeit nicht mit Männern verbringen. Ich wollte Liebesbeziehungen zwischen den Geschlechtern, mit Stil, wo jeder sein eigenes Apartment hatte und etwas von Essen und Trinken, Einrichtung und Autos verstand.

Was ist in Ihren Augen ein liebenswerter Mann?

Jemand, der Frauen versteht, eine gewisse Sensibilität und etwas im Kopf hat. Vielleicht fühlen sich Teenager-Girls zu Mitschülern hingezogen, die auf dem Sportplatz die Grössten sind. Aber die Sportskanonen sind Verlierer, wenn sie er-

wachsen werden. Dann gewinnen die mit Stil und Geschmack und Hirn.

Was macht den Mann zum guten Liebhaber?

Technik ist natürlich wichtig. Man muss schon wissen, wie man es anstellt. Aber das Wichtigste ist die Aufmerksamkeit für deine Partnerin. Ihr Vergnügen ist so wichtig wie deins. Für Frauen gilt genau dasselbe.

Wie versteht man Frauen? Selbst Sigmund Freud scheiterte an der Frage.

Ich hab sie ein Leben lang studiert. Ich weiss nicht, ob ich Frauen als Geschlecht verstehe, aber ich glaube, ich verstehe das menschliche Wesen. Ich wollte mein Leben lang wissen, warum wir sind, wie wir sind, warum wir uns verletzen und in so viel Mythos, Heuchelei und Aberglauben verhaftet sind, die uns trennen. Nicht nur als Individuen, sondern auch als Nationen und Religionen. Ich glaube, wir sind noch auf vielen Ebenen wie Wilde im Dschungel. Und wenn wir nicht bessere Antworten finden auf die Frage, wie wir miteinander leben, werden wir uns und einander zerstören.

Sie haben immer gesagt, Playboy habe mit Pornografie nichts zu tun.

Es sind zwei verschiedene Dinge. Pornografie ist ein negativer Ausdruck für sexuelle Bilder. Ich mag Erotik, andere mögen Pornografie. Es sind zwei Etiketten. Je nach Geschmack zieht man die Grenze anders. Aber das ist eine politische Frage. Die wahre Frage ist: Warum haben die Dinge, die wir für obszön halten, mit Sex zu tun? Die wahren Obszönitäten auf der Welt sind Morde, Kriege, Verlogenheit, Hungersnöte – Dinge, die Menschen weh tun. Allein die Tatsache, dass wir Sex mit Obszönität assoziieren, zeigt, was für eine kranke Gesellschaft wir sind. Sex und die Anziehung zwischen den Geschlechtern gehören gefeiert, sie sind der Anfang von Familie, Stamm und Zivilisation.

Gibt es eine Zensur, die Sie befürworten?

Alles, was mit Kindern zu tun hat. Ansonsten glaube ich, dass freie Rede und freie Presse die Garanten einer freien Gesellschaft sind. Vor allem unbeliebte Ideen brauchen Schutz. Auf einem Markt freier Ideen werden sich früher oder später die besten durchsetzen.

Sie waren zu Beginn der Frauenbewegung in den sechziger Jahren ein grosser Sympathisant derselben. Dann nicht mehr. Weshalb?

Weil ich dann entdeckte, dass es in der Bewegung ein starkes antisexuelles Element gab. Das überraschte mich, ich hielt es auch für sehr dumm. Denn die, die von der sexuellen Revolution am meisten profitierten, waren klar die Frauen. Sie waren die, die 2000 Jahre lang von Kirche und Staat als zweitrangige Wesen behandelt wurden. Ich brauchte eine Weile, bis ich verstand, warum sie diese Veränderung nicht feierten.

Was, glauben Sie, war der Grund?

Die USA sind eine puritanische Gesellschaft. Warum also sollte die Frauenbewegung nicht puritanisch sein? Der Kampf der Suffragetten um das Wahlrecht kam historisch Hand in Hand mit der WCU, der Women's Christian Temperance Union, die die Prohibition forderte. 1920 bekamen die Frauen in den USA das Wahlrecht. Gleichzeitig kam die Prohibition und bescherte dem Land zwölf Jahre lang einen Höhenflug des organisierten Verbrechens.

Man hat Ihnen vorgeworfen, Frauen nur als Objekte zu zeigen.

Frauen sind Objekte. Frauen sind sexuelle Objekte. Das ist nicht alles, was sie sind. Aber wenn Frauen keine sexuellen Objekte wären, gäbe es keine nächste Generation. Dass Männer von Frauen angezogen sind und umgekehrt, ist der Grund, warum unser Planet bevölkert ist. Diese Tatsache nicht anzuerkennen, ist ziemlich krank.

Warum funktioniert der Mann als Objekt nicht?

Es funktioniert durchaus auch umgekehrt, aber nicht auf dieselbe Art. Menschen sind Verfolger oder Verfolgte, das ist in ihre DNA eingebaut. Schauen Sie die Tierwelt an. In der Frauenbewegung gab es eine starke Abneigung gegen die Tatsache, dass wir Tiere sind. In einer TV-Show in den Sechzigern empörte sich einmal eine Feministin über die Bunnys in den «Playboy Clubs». «Wir sind keine Tiere», sagte sie immer wieder. Ich dachte: Wenn wir keine Tiere sind, was dann? Gemüse? Mineralien?

Wie sind Sie auf die Bunnys, die Häschen, gekommen? Warum wollten Sie Frauen mit langen Ohren haben?

Am Anfang war das Bunny ein männlicher Hase. *Esquire* und der *New Yorker*, zwei Magazine, die mich beeinflussten, hatten eine männliche Figur als Symbol. Ich wollte etwas Ähnliches. Der Hase mit der Fliege um den Hals schien mir verspielt, ausserdem hatte er eine sexuelle Komponente. Die weiblichen Bunnys in den «Playboy Clubs» kamen erst viele Jahre später.

Die Playmates in Ihrem Heft haben sich über die Jahrzehnte ästhetisch sehr verändert. Welches war Ihr Lieblingsjahrzehnt?

Wahrscheinlich die Siebziger. Wenn wir vom Magazin allgemein reden, waren die sechziger und siebziger Jahre sicher die innovativsten. *Playboy* war damals auf dem Höhepunkt von Einfluss, Wirkung und Auflage. Der Backlash in den Achtzigern war furchtbar. Im Weissen Haus regierten Reagan und die religiöse Rechte, zum allerersten Mal wurde *Playboy* als Pornografie bezeichnet. Wir sind dieses Vorurteil in den USA nie mehr ganz losgeworden. Im Rest der Welt ist es glücklicherweise anders.

Pamela Anderson war Ihr häufigstes und erfolgreichstes Covergirl. Nach dem ersten *Playboy*-Titel liess sie ihre bereits umfangreichen Brüste stark vergrössern. Fanden Sie das klug?

Das war ihre Entscheidung. Ich dachte nicht, dass es nötig sei. Aber sie war älter geworden, hatte inzwischen zwei Kinder geboren. Meine Meinung zur Schönheitschirurgie ist, dass man sie braucht, wenn man glaubt, man brauche sie. Und natürlich sieht eine Frau nach einer Brustvergrösserung weiblicher aus. Keine Frage.

Viele Silikonbrüste sind prall wie Tennisbälle und bewegen sich kaum. Stört Sie das nicht?

Wenn man einen guten Chirurgen hat, kann man echte von operierten Brüsten kaum unterscheiden. Ich stimme Ihnen zu, dass schlechte Brustvergrösserungen schlimmer sind als gar keine. Die Brüste sehen dann nicht nur hart aus, sie sind es auch. >>>



«Fantasien, die vom Kino lebten»: mit seinem neuen Cadillac Eldorado, Chicago 1955.



«Sexuelle Komponente»: mit Bunnys, 1960.



Rebellion: Cover-Girl Pamela Anderson, 1999.



«Ich war nie ein Macho»: Hefner mit Kendra, Holly und Bridget (v.l. n. r.).

Kürzlich wurden Sie in einem Interview gefragt, ob Sie sich gelegentlich wie ein *dirty old man*, ein alter Lüstling, vorkommen. Ihre Antwort: «Nicht einen Moment. Ich halte mich für einen sehr moralischen Menschen.» Wie definieren Sie einen moralischen Menschen?

Als jemand, der ein Leben lebt, das nicht nur für ihn gut ist, sondern auch für die Leute um ihn herum. Und ich denke, dass ich so gelebt habe. Und ich glaube, einen grossen positiven Einfluss auf die Gesellschaft gehabt zu haben. Das finde ich ziemlich moralisch. Für unmoralisch halte ich es, als Ehemann seine Frau zu betrügen. Offen mit einem halben Dutzend Frauen zu schlafen, halte ich für absolut moralisch, wenn man es liebevoll tut. Es geht nicht um die Anzahl Leute in deinem Bett, sondern darum, wie du sie behandelst.

Die Erfahrung, von Ihrer jungen ersten Frau betrogen worden zu sein, beschreiben Sie als «den vernichtendsten Schlag in meinem Leben». Glaubten Sie an Monogamie?

Ja, so war ich aufgewachsen. Ich hatte nie Sex gehabt ausser mit dieser Frau, die ich dann heiratete. Ich war zwei Jahre in der Armee gewesen und hatte mit niemandem Sex gehabt. Es war damals eine andere Welt. Keiner meiner Klassenkameraden hatte vorehelichen Sex. Wir schliefen zwei

Monate vor der Hochzeit erstmals zusammen. Dann ging sie in eine andere Stadt arbeiten. Ich war noch im College, weil ich wegen der Zeit in der Armee im Rückstand war. Sie hatte eine Affäre mit einem Sportlehrer. Wahrscheinlich realisierte sie unbewusst, dass wir nicht besonders gut zusammenpassten. Ausserdem glaube ich, dass der ein-

«Es geht nicht um die Anzahl Leute in deinem Bett, sondern darum, wie du sie behandelst.»

zige moralische Kompass, den Frauen in Bezug auf Sex damals hatten, ihnen sagte, Jungfrau zu bleiben. Wenn sie entjungfert waren, hatten sie keine Orientierung mehr. Eine Affäre, zwei oder drei waren danach einerlei. Mein Kopf verurteilte sie nicht, aber mein Herz war zerstört. Ich war ein Romantiker.

Würden Sie sich immer noch als Romantiker bezeichnen?

Ja, ich bin ein wahrer Romantiker.

Das ist ein grosser Luxus.

Sie haben recht. Ich weiss, dass man sich leicht verschliesst, wenn man einmal richtig verletzt wurde. Aber ich hab mein Herz immer auf der Zunge getragen. Das tun Romantiker. Ich glaube, das Beste, was man mit gebrochenem

Herzen tun kann, ist, sich aufzurappeln und eine neue Geschichte anzufangen. Und das habe ich mein Leben lang getan. Grad eben vor kurzem wieder. Als meine zweite grosse Beziehung 1998 endete – sie hatte zehn Jahre gedauert, acht davon waren wir verheiratet, und ich war absolut treu gewesen –, wusste ich mit meinem alten Kopf nicht, wohin. Erst allmählich entdeckte ich, dass da eine ganze Generation junger Frauen herangewachsen war, die Lust hatte zu spielen. Das war auch die Zeit, als das Label *Playboy* sich völlig neu positionierte und wieder populär wurde. Das wiederum führte zu meinen Mehrfach-Beziehungen, die ich danach hatte.

Das ging gerade etwas schnell. Können Sie dazu mehr sagen?

Dass ich danach mehrere Frauen zugleich hatte, war eine klare Überkompensierung der Verletzungen, die die Monogamie der Ehen hinterlassen hatte. Es funktionierte prächtig für mich.

Das müssen Sie erklären. Wie funktioniert ein Zusammenleben mit drei Frauen?

Es ist viel leichter, mit drei Frauen zu leben als mit einer.

Warum?

Man setzt nicht alles auf eine Karte. Da bleiben die Frauen vorsichtig. Mein Problem mit dem Verheiratetsein war, dass man aufhörte, an der Beziehung zu arbeiten. Die beste Zeit



war die vor der Heirat. Da arbeitete man an der Liebesbeziehung, man wollte sie nicht verlieren. Dasselbe gilt für Mehrfach-Beziehungen. Wenn es da ein Backup gibt, ist die Primärfreundin viel gewillter, die Beziehung zu hegen. In den Monaten nach meiner zweiten Ehe war ich mit Zwillingen namens Sandy und Mandy und einer jungen Schauspielerin namens Brandy zusammen – das liest sich wie ganz schlechte Literatur. Danach war ich zeitweise mit bis zu sieben Girls liiert, die alle hier in der Mansion wohnten. Das wurde etwas unübersichtlich und konfliktrichtig. Also reduzierte ich die Zahl auf die kostbaren drei, die die Welt heute als Kendra, Holly und Bridget kennt. Das klappte sechs Jahre lang erfreulich gut.

Warum wollen sich drei junge Frauen einen alten Mann teilen?

Die Antwort ist sehr einfach: Ich kann hier hundert Frauen haben, wenn ich will. Ich bekomme Briefe von Frauen aus der ganzen Welt, die meine Freundinnen sein möchten. Hauptsächlich wegen des Magazins und der Reality-Show. «The Girls of the Playboy Mansion» zeigt unser Leben aus ihrer Sicht, und das ist für Frauen sehr attraktiv. Siebzig Prozent der Zuschauer weltweit sind weiblich. Wahrscheinlich ist es für viele Frauen eine Fantasie-Vorstellung, aus welchem Grund auch immer.

Glauben Sie, dass Liebe ein Teil dieser Fantasie ist?

Es ist komplizierter. Es ist Liebe, *celebrity* und die Vorstellung, eine äusserst komfortable Kurzzeit-Alternative zur Ehe zu leben.

Gehen Gruppensex und Liebe zusammen?

Sex hat viele Zwecke, und die meisten sind legitim. Sex aus Liebe, als Erholung, zum Spass. Historisch war der einzige moralische Zweck von Sex die Fortpflanzung. Und die Gesetze erklärten alles für illegal, was nicht der Fortpflanzung diente. In den USA war ausser der Missionarstellung alles verboten. Auf unseren alten Präservativ-Automaten klebte das Schild: «Nur zur Vorbeugung von Krankheiten erlaubt.» Bis vor wenigen Jahren waren hier Anal- und Oralsex nicht nur Homosexuellen verboten, sondern selbst heterosexuellen Ehepaaren.

Sie haben etliche dieser Gesetze angefochten.

Mitte der sechziger Jahre holte ich einen DJ aus dem Gefängnis, der eine zehnjährige Gefängnisstrafe absitzen sollte, weil er von einem weiblichen Teenager einen Blowjob bekommen hatte. Und in Indiana konnten wir einen Mann freikriegen, der wegen Analsex mit seiner Frau zu mehreren Jahren verurteilt worden war. Viele dieser Gesetze wurden anschliessend geändert.

Sie hielten grosse Stücke auf den Sexualforscher Alfred Kinsey.

Ich schrieb im College bereits in den vierziger Jahren eine Arbeit, in der ich das statistische Sexualverhalten von amerikanischen Männern laut Kinsey mit den damaligen US-Gesetzen zur Sexualität verglich. Meine Schlussfolgerung war, dass die meisten amerikanischen Männer im Gefängnis sässen, wenn die Gesetze effektiv angewendet würden. Ich plädierte für ihre Abschaffung und bin glücklich darüber, dass ich bei ihrer Veränderung in den sechziger Jahren keine unbedeutende Rolle spielte.

Davon erzählen Sie der Öffentlichkeit nicht viel. Wir kennen Sie seit Jahren nur mit drei blonden Frauen an der Seite.

Klar. Mein Leben ist wie ein Rorschachtest. Die Leute projizieren ihre eigenen Vorstellungen und Vorurteile hinein. Soll ich Reden und Vorlesungen halten? Dafür ist das Leben zu kurz. Wer mehr wissen will, kann sich den Dokumentarfilm «Hugh Hefner: Playboy, Activist and Rebel» ansehen. Der zeigt die andere Hälfte meines Lebens: meinen Einfluss auf sexuelles Verhalten und die Gesetzgebung in den USA, meinen Kampf gegen Rassendiskriminierung und andere soziale Probleme. ○

Hugh Hefner's Playboy. Hrsg. von Hugh M. Hefner. Taschen-Verlag. 6 Bände. 3506 Seiten. Limitierte Auflage von 1500 signierten Exemplaren. Fr. 1630.–

■ GEBERIT



Wasser hat unvergleichliche Eigenschaften: reinigend, erfrischend, wohltuend. Das ist auch das Prinzip von Geberit AquaClean. Erleben Sie die neue Art der Körperpflege.

www.i-love-water.ch oder 0800 432 432 (kostenlos)

Geberit AquaClean

Das WC, das Sie mit Wasser reinigt.





Brennende Zigarette als Waffe: Lisa Fonssagrives, fotografiert von Irving Penn.



Muster von Frau

Von Daniele Muscionico

Er war der Michelangelo der Fotografie. Die Haut seiner Models war Alabaster, flüssig das zerfliessende Fleisch, stählern das Korsett dahinter: Irving Penn war der Fotograf, der der Kunst ihre Natürlichkeit ausgetrieben hat.

Mit Vorzug jene von Lisa Fonssagrives, seiner Frau, dem ersten Supermodel des 20. Jahrhunderts und jahrzehntelang Penns Lieblingsmotiv. Niemand war so oft auf dem Cover von *Vogue* zu sehen, keine hat das Gesicht der Modefotografie beeinflusst wie die Schwedin. Penns «Harlequin Dress» mit Fonssagrives gilt als eines der wichtigsten Modefotos überhaupt. Als das Bild im Jahr 2007 versteigert wurde, bezahlte der höchste Bieter 406 454 Dollar.

Hat Fonssagrives Penn erfunden oder Penn Fonssagrives? Man weiss wenig über sie, doch alles über ihn, den letzten Klassiker der Fotografie: Als Modefotograf beerbte er die Pariser Vorkriegsavantgarde, Hoyningen-Huene und Horst P. Horst. Zunächst als Taschenspieler formaler Extravaganzen, wie die Aufnahme durch eine Flasche, «Man Lighting Girl's Cigarette»; später mit zwanghaft komponierten, minutiös ausgeleuchteten Szenen, dem Spiel mit Kontrasten; berstender Reichtum schwarz-weisser Valeurs. Man kennt Penns Aktaufnahmen, Porträts, Stilleben, man kann ihn zitieren, kopieren und wird ihn einbalsamieren in den Kunstkanon, eine Woche nach seinem Tod.

Doch wer war Lisa Fonssagrives? Die Frau mit der Taille! Ihre Taille, ein achtetes Weltwunder, mass 43 Zentimeter – gemessen an ihrer lebenslangen Diät ein irdisches Wunder. Fonssagrives war eine Künstlerin, und weit mehr als eine Hungerartistin. Sie war Fotografin und Bildhauerin und stellte, nach dem Rücktritt vom Modelgeschäft, in den führenden Galerien Amerikas aus.

Der Nachwelt aber ist Fonssagrives in Erinnerung als Frau, die sich von Penn fotografieren liess – und die ihre eigene Karriere auf dem Altar der Kunst ihres Mannes begrub. Denn mit der Heirat war entschieden: Sie sollte nicht das Subjekt ihrer eigenen Fantasie sein, sondern das Objekt fremder Fantasien.

Oder doch nicht? Was wäre «Harlequin Dress» ohne ihre unnachahmlich mokante Mimik? Ihren Blick, der den Betrachter zum Abschluss freizugeben scheint? Ihre Gestik, die verrät, dass die brennende Zigarette auch Waffe sein kann? Als Lisa Fonssagrives am 6. Februar 1992 im Alter von achtzig Jahren verstarb, wurden keine Hommagen geschrieben. Hier ist sie, zum Anlass des Todes von Irving Penn.

Echo der Lagune

Das Gesicht der achtziger Jahre ist zurück. Es ist aber nur ein kurzes Nachflimmern.



Goldene Himbeeren: Schauspielerin Brooke Shields.

Brooke Shields — Berühmt wurde sie als 14-Jährige im Film «Die blaue Lagune», wo sie sich 1980 auf den Fidschi-Inseln als eine Art frühreife Ursi Andress im Salzwasser aalte. Prompt wurde sie vom US-Magazin *Time* zum «Face of the Eighties» gekürt, doch beruflich konnte Brooke Shields nicht an diesen Erfolg anknüpfen. Ganz im Gegenteil, nicht weniger als drei Mal wurde sie – bei sieben Nominationen – als schlechteste Schauspielerin mit der Goldenen Himbeere ausgezeichnet. Kaum nachhaltiger waren Affären mit Michael Jackson, Michael Bolton und John F. Kennedy jr. sowie ihre zweijährige Ehe mit dem Tennisspieler Andre Agassi; notabene auf dessen

sportlichem Tiefpunkt. Doch jetzt ist sie wieder da, und zwar als Wendy Healy in der TV-Serie «Lipstick Jungle». Hier mimt die mittlerweile 44-Jährige eine Frau, die in der Filmbranche arbeitet und zusammen mit ihren beiden Freundinnen durch dick und vor allem durch dünn geht. Die nicht ganz absichtslos nach dem Drehbuch von «Sex and the City»-Autorin Candace Bushnell produzierte Serie wurde in Amerika bereits nach der zweiten Staffel wieder eingestellt, doch in der Schweiz flimmert sie auf dem Sender 3+ noch eine Weile lang nach. Synchronisiert wird Brooke Shields übrigens von der Sprecherin, die ihre Stimme sonst Halle Berry verleiht; so

etwa als Patience Phillips in «Catwoman», als Jinx im Bond-Film «Stirb an einem anderen Tag» oder als Kisela Stein in «Familie Feuerstein». Mit einem längeren Comeback von Brooke Shields scheint also auch die Branche nicht wirklich zu rechnen. (rs)

Eva Nidecker (ehem. Camenzind) — Von der Radio- und Fernsehmoderatorin erreicht uns per Mail folgende Nachricht: «Guten Tag, da ich meinen Mädchennamen wieder angenommen habe, heisse ich ab sofort nicht mehr Camenzind, sondern Nidecker. Ich bitte Sie, dies in Ihrem internen System entsprechend anzupassen. Herzlichen Dank, Eva Nidecker.» Hiermit melden wir den Vollzug der Namensanpassung im internen System. (das)

Lisa Brühlmann — Als Praxisassistentin Connie hat sie sich im Nu in die Herzen der Fernsehzuschauer gespielt. Die serbelnden Quoten von «Tag und Nacht» vermochte aber selbst sie nicht aufzupäppeln, und so musste die Jungdarstellerin tatenlos zusehen, wie die Ärzte-Soap im letzten Mai mittels aktiver Sterbehilfe des Schweizer Fernsehens aus dem Programmraaster gehandelt wurde. Als Chefchirurgin habe man alles unter Kontrolle, wird sich Lisa Brühlmann gesagt haben, und so sitzt sie derzeit mit dem Skalpell im Schneiderraum und nutzt die längeren Nächte der kälteren Jahreshälfte, um eigenhändig für einen gelun-



«Retour»: Jungdarstellerin Lisa Brühlmann.

genen Ausgang der Operation «Frühlings-erwachen» zu sorgen – so heisst ihr erster Kurzfilm, bei dem sie selbst Regie führte. Auf ihr bezauberndes Antlitz müssen wir indes nicht verzichten. Momentan ist sie als Video-Freundin des Zürcher Musikers Lee Everton

bei «Don't Make It too Hard» zu sehen und zu hören, in Deutschland dreht sie gerade einen Werbespot, und im November kommt Petra Volpes «Frühling im Herbst», der Lisa in einer tragenden Rolle zeigt, ins Schweizer Fernsehen. Und das obige Bild zeigt sie am Set von «Retour», einem Kurzfilmprojekt von Luca Faes und Simon Helbling, das im Frühjahr 2010 das projizierte Licht der Kinowelt erblicken wird. Die einzige Gefahr, die für Lisa Brühlmann derzeit zu bestehen scheint, ist, dass ihr Karriere-EKG plötzlich nicht mehr Schritt hält. (os)

Tom Jones — Mit 69 leistet sich der «Tiger von Wales», was Udo Jürgens auch mit 75 noch nicht aufbringt: den Mut zum ungefärbten Schopf. Und ein gepflegtes Weissbärtchen



Gute Laune auf der Bühne: «Tiger» Tom Jones.

obendrein. Jetzt sieht er zwar eher nach einem pummeligen Neffen von Fidel Castro als nach einer Wildkatze aus. Aber seine Stimme und seine gute Laune auf der Bühne machen so vergnügt wie eh und je, und wenn er die Hüften kreisen lässt, fliegen noch immer Dessous auf die Bühne. Den Anfang machte 1968 eine Zuschauerin im «Copacabana» in New York, einem Nachtclub ohne Bühne, wo Jones sich beim Auftritt zwischen den Tischen der Gäste bewegte: «Sie stand plötzlich auf und streifte ihr Höschen ab, direkt vor mir. Ich wischte mir damit die Stirn ab und gab es ihr zurück.» Die Slipgrößen haben inzwischen etwas zugenommen, der Drang weiblicher Fans, sich für «Delilah» oder «What's New Pussycat?» mit Unterwäsche zu bedanken, ist geblieben. Falls Sie mitwerfen möchten: Tom Jones gibt am 3. November in Zürich und am 8. November in Basel ein Konzert. (bes)



Meine Halbfetten

Unser Kolumnist besucht ein Fest mit wichtigen Leuten, von dem Sie nie lesen werden. Und verrät ein Geheimnis aus der Politik. Von Mark van Huisseling

Vergangene Woche blieb ich in Zürich, ich war zu beschäftigt zum Reisen bzw. Arbeiten (lustig, diese Zeile, immer wieder, nicht wahr?). Am Samstag fand das Hochzeitsfest eines Bekannten von mir statt; Frank «Casa del Vino» Ebinger, ein Unternehmer, der Wein verkauft und an Gütern in Katalonien beteiligt ist, heiratete Natalie Pershyna. Es handelte sich dabei um den nicht das öffentliche Leben betreffenden Anlass mit vielleicht am meisten *High-Profile*-Gästen seit langem in unserer Stadt. Und um den Anlass, von dem Sie nie erfahren werden, ausser Sie waren dabei (oder lesen die Spalte von *yours truly*, natürlich). Nur kurz, «Feste von Brautleuten, die nicht zum ersten Mal heiraten, sind irgendwie schöner», stand an dieser Stelle vor Wochen – stimmt einfach (es war Franks dritte Hochzeit).

An dem Fest mit zirka 200 Gästen im «Carlton» begegnete mir etwa ein «mächtiger Mann aus Arabien» (*Focus*), mit Ehefrau. Er ist von Beruf der *finance manager* des früheren Befehlshabers eines arabischen Staates. Seinen Namen schreibe ich nicht halbfett, das heisst, ich schreibe ihn gar nicht. Ich mag ihn, erstens, und es gibt, zweitens, Leute, die sagen es nicht nur, die meinen es (dass sie nicht in der Zeitung vorkommen wollen). Oder mir begegnete ein Immobilienunternehmer aus London, der in St. Moritz und Monaco lebt. Er betreibt ferner das «Old Vic»-Theater in London (künstlerischer Direktor: Kevin Spacey). Oder ein hohes Tier eines russischen Energieunternehmens (lebt in Moskau, hat zudem eine Wohnung in Lugano; weil es seiner Frau, die auch

dabei war, dort gefällt und Mailand recht nahe liegt). Ich könnte weiterfahren, aber der Entwurf ist vermutlich klar. Und man soll nicht namedropfen ohne Ende, wenn man keine names dropfen will, oder?

Wer mir nicht begegnete: Ex-Miss-Schweiz-Kandidatinnen, Fernseh-Wettermädchen oder Sänger, die in dem Finale einer Castingshow waren. Nicht einmal Melanie Winiger mit Andres Andrekson waren dabei. Mit anderen Worten, es war eine Veranstaltung für Menschen, nicht für People. Darum gab es keine Berichterstatter vor Ort und keine Berichterstattung (Ausnahme... Sie wissen schon). Das ist interessant, finde ich. Und zeigt zwei Dinge. Kollegen, die nur an Anlässe gehen, wenn der Veranstalter eine Liste mit Namen von sogenannten Prominenten, die angeblich kommen, versendet, bekommen die People zum Darüber-Berichten, die sie verdient haben. Zweitens: Gastgeber resp. Gäste, die schimpfen, Journalisten seien eine Plage an Events, haben diese selber eingeladen.

Am Sonntagmittag war ich in dem «Dolder Grand»; ja, schon wieder, man sagt nicht für nichts: «Wer schimpft, der kauft». Der Brunch (11.30 bis 14 Uhr) ist nicht gerade *a steal* (85 Franken), aber das Angebot ist gut, die Qualität hoch und die Bedienung freundlich (inkl. die aus Deutschland). Das «Garden Restaurant» resp. der «Garden Salon», in dem ich war, hat seine Gäste gefunden, so sah es aus. Es gab ziemlich viele Leute, und die wohnten wahrscheinlich nicht alle im Hotel. Bloss die Zahl der – wie schreibt man jetzt, damit es nicht rassistisch oder wenigstens Ausländern gegenüber feindselig rüberkommt? – Zuzüger war anteilmässig grösser als z. B. in dem «Baur au Lac». Zürich hat, in meinen Augen, das «Dolder» noch nicht umarmt.

Dafür hat Bern das getan, in einem gewissen Sinn. Was ich sagen will: Hillary Clinton und die Aussenminister Armeniens resp. der Türkei, die am Samstag *in town* waren zum Unterschreiben eines Abkommens, hatten vier Suiten in dem Haus (*rack rate* zirka je 6000 bis 8000 Franken). Ich fragte einen Hotelmitarbeiter, wer das bezahle. (Vorsicht, politische Korrespondenten, hier kommt MvH.) Das Eidgenössische Departement für auswärtige Angelegenheiten bezahle das, sagte er. Ob man dem EDA eine ermässigte Rechnung stelle, eventuell bloss den Preis für Tagesbenützung (das gibt es, wissen meistens aber nur Männer), weil Clinton nicht über Nacht blieb, sondern am Abend bereits weiterfuhr, sagte er nicht.

Jetzt noch acht Zeilen Leserbindung: MvH fände es nicht schlecht, wenn er eine gute Bar kennen würde. Er wisse nie wohin, wenn er eine besuchen möchte, schrieb ich vergangene Woche. Sie haben Ihrem Kolumnisten geholfen und Vorschläge gesandt. Die meisten sind in Zürich. Doch eine befindet sich in – Olten, sie heisst «Astoria». Das nenne ich *news*.

«Man sollte für wirklich wichtige Dinge spenden»

Niklaus Peter, Pfarrer am Zürcher Fraumünster, über das Betteln, Worte des Trosts und die Ausstellung «Körperwelten».



«Gespräche über glückliche Momente des Lebens»: Seelsorger Peter.

Die Krise ist überall. Auch in der Kirche?

Auch in der Kirche sehen wir, dass wir auf viele Dinge keine Antworten haben und in diesem Sinne in einer Krise stecken.

Hat die Krise eine heilende Wirkung?

Ich bin mir nicht ganz sicher, ob genug Leute aufgewacht sind, aber Krisen bergen die Chance, dass Leute merken: Was sind eigentlich die entscheidenden Werte, weshalb sind wir Illusionen nachgerannt, weshalb ist unsere Gier so stark?

Wie denken Sie über das Betteln?

Einerseits gibt es Ungerechtigkeiten grössten Ausmasses, und es gibt Armut im weltweiten Massstab. Andererseits ist es offensichtlich, dass Betteln über weite Strecken eine organisierte Geschichte ist. In der Schweiz muss niemand wirklich Hunger leiden. Ich bin darum auch verstimmt, wenn vor den Kirchen Leute organisiert dastehen. Aber auch hier sollte man

menschlich reagieren, nicht aggressiv. Ich meine, man sollte vorbeigehen und für wirklich wichtige Dinge spenden.

Halten Sie es mit Marie von Ebner-Eschenbach, die meinte: «Erstritten ist besser als erbettelt»?

Ja, und erarbeitet ist vielleicht noch besser als erstritten.

Ist der Pfarrer als Hirte noch ein zeitgemäßes Bild?

Sie haben recht, es ist ein etwas ländlich pastorales Bild. Aber was damit ausgesagt ist: dass man da ist für Leute, wenn sie Fragen, Krisen haben. Ich führe sehr viele Gespräche mit Menschen, die jemanden brauchen, mit dem sie reden können. Und das ist für mich das Schönste an meinem Beruf: Gespräche über glückliche Momente des Lebens, Taufen, Hochzeiten; Gespräche mit Menschen, die in Krisen stecken, die jemanden brauchen, der bereit ist, aus dem Geist einer spi-

rituellen christlichen Tradition Antwort zu geben.

Und was ist mit den Schäfchen?

Den Ausdruck mag ich nicht so. In einem protestantischen Kontext gibt es keine Priester und Laien, sondern alle Menschen sind mündige Gläubige. Ich bekomme die Zeit, mich intensiver in diese Dinge einzuarbeiten. Sie kommen zu mir in der Erwartung, dass ich intensiv darüber nachgedacht habe. Aber sie sind keine Schäfchen, und ich bin kein Bock.

Was ist heute unter Seelsorge zu verstehen?

Eben: Gespräche. Das heisst nicht nur Streicheleinheiten, sondern der Versuch, jemanden zu verstehen.

Wie spenden Sie Trost? Mit Worten aus der Bibel oder in Ihren eigenen Worten?

Ich zitiere nie einfach Bibelworte, weil das ein frömmliches Gerüchlein hat.

Hat sich die Form von Taufe, Trauung und Abdankung in den letzten 20 Jahren verändert?

Die Erwartung, dass grosse Events daraus gemacht werden, ist etwas stärker geworden. Ich bin da von gut reformierter Nüchternheit. Ich weise die Leute nicht einfach ab, doch versuche ich zu sagen: Denken wir darüber nach, was das Zentrale ist.

Wie alt ist der Kirchgänger im Durchschnitt?

Wenn Sie ins Fraumünster kommen, werden Sie natürlich sehen, dass es keine Jugendkirche ist. Aber wir haben auch Professionals zwischen 30 und 50 Jahren.

Woran erkennen Sie, ob Ihre Predigt ankommt oder nicht?

Ich spüre das, schon wenn ich sie halte, weil ich die Leute ja anschau. Das sieht man in den Augen. Und dann bekomme ich unmittelbar nach der Predigt viele Echos, und ich erhalte regelmässig E-Mails. Ein Mann schreibt mir nach jeder Predigt eine E-Mail mit einer wunderbaren Predigtkritik.

Was halten Sie von der Ausstellung «Körperwelten»?

Ich habe sie mir noch nicht angeschaut, und ich zögere sehr hinzugehen, denn alle Kulturen haben sich immer dadurch ausgezeichnet, dass sie den Toten gegenüber Respekt gezeigt haben.

Niklaus Peter, Jahrgang 1956, ist Pfarrer am Fraumünster in Zürich und Autor von «Ein neuer Himmel und eine neue Erde – Texte zu christlichen Festtagen, theologischen Gestalten und Themen» (Privatdruck). Die Fragen stellte **Jürg Zbinden**.

Das kleine Schwarze als gemischtes Quintett

Von Jürg Zbinden

Schwarz hat viele Vorzüge: Es macht schlank – wenn es nicht gerade masslos in Form von Schokolade konsumiert wird –, es passt zu allem und steht für Seriosität und Eigenständigkeit. Die Modemacher rufen jede zweite Saison das neue Schwarz aus. Selbst die grelle Deutschlandsirene Nina Hagen («Alles so schön bunt hier!») kann ihm nicht widerstehen. Das kleine Schwarze, wie man es kennt, ist zwar die grosse Abwesende in nachstehender Auswahl. Aber seine entfernten Verwandten haben es kaum weniger in sich: Das Potenzial zum Klassiker ist im Preis inbegriffen.

1 — Lackleder und Lochstickerei in vollendeter Kombination machen aus der Trägerin dieses Jäckchens eine Königin. Das Ledergeflecht wird durch kleine Kettenglieder gehalten, die ganz fein mit dem Leder vernäht sind. Eine superschlanke Figur ist allerdings Pflicht. Am schönsten wirkt es über einem Etuikleid, zu schwarzen Pumps oder – bei entsprechender Grösse – auch Ballerinas. Das limitierte, in Handarbeit hergestellte *showpiece* von Bally kostet Fr. 9900.–.

2 — Das Rochenlederarmband mit effektiv abgesetzten Enden aus Silber sieht wenigstens zehnmal teurer aus, als es tatsächlich ist (nämlich Fr. 250.–). Ein Blickfang, für den die Designerin Florence Bachofen-Székely verantwortlich ist. «FLO accessoires» sind erhältlich bei Grieder les Boutiques, Bahnhofstr. 30, Zürich.

3 — Wer wird denn lasern, solange Mann sich eine so schöne Korrekturbrille auf die Nase setzen kann? Diese ist von Persol, dem italienischen Synonym für Sonnenbrillen. Berühmte Persol-Träger waren John F. Kennedy, Bob Dylan und Marcello Mastroianni. Dieses klassische Nasenfahrrad kostet Fr. 360.–. Im ausgewählten Fachhandel.

4 — Das kleine Schwarze im Quadrat: 25 kleine Pralines mit aromatisch-zarten und abwechslungsreichen Füllungen (Amande, Pistache, Espresso, Biscuit und Noir), umhüllt von feinsten dunkler Schokolade. Kann denn so was Sünde sein? 140 g kosten Fr. 12.90. Von Lindt & Sprüngli.

5 — Darth Vader, der dunkle Lord, würde beim Anblick dieses glänzenden Motorradhelms neidvoll röcheln. Fündig wird der Biker mit Stil bei Bally, Bahnhofstr. 66, Zürich, für Fr. 660.–.

1



2



3



4



5





Auto

Kleiner Gernegross

Der Mini Cooper Clubman verschaffte unserem Kolumnisten viel Sympathie beim Bioladen. *Von Ulf Poschardt*

Als blutiger Anfänger war meine Urangst, den Fahrschul-Golf an der Ampel abzuwürgen. Alles andere fiel mir ziemlich leicht. Nur beim Anfahren neigte ich zum spärlichen Einsatz des Gaspedals, mit der Konsequenz ewig anmutender Sekunden des Schweigens meines Fahrlehrers. Diese Angst blieb mein Begleiter, auch als ich den Führerschein hatte.

Und nun, ausgerechnet im liebenswerten Mini Clubman, hat sie mich wieder ereilt. Psychologen sprechen von durch Erinnerung getriggerten Reaktivierungen von Traumata. Der Mini verfügt nicht nur über einen knur-

rigen Dieselmotor, sondern auch über eine Start-Stopp-Automatik, die den Motor an der Ampel ausschaltet und beim leichtesten Anhauchen des Gaspedals wieder hochfährt. Das kannte ich auch bei anderen Autos, nur hatten die mit ihrem Schlüssel und dem Starten des Motors anfänglich nicht so viele Rätsel aufgeben. Ich wollte nicht in der Mitte Berlins stehen und das Ding nicht wieder ankriegen. Ich sinnierte über die Zeit, als ich, achtzehnjährig, das Autofahren schon liebte, aber wohl alles andere als ein guter Fahrer war.

Der Mini-Kombi, keck Clubman genannt, ist der schönste Mini. «Auto mit Arschgeweih», nannte es der *Stern*. Gemeint sind die ungewöhnlichen Flügeltüren am Heck, die beim Einladen helfen sollen, wenn auch trotz gestrecktem Mini so viel nicht hineinpassen wird. Zwischen 260 und 930 Liter passen rein. Deutlich mehr als beim klassischen Mini, der 24 Zentimeter kürzer und zudem vielleicht etwas zu adrett ist. Der Clubman verfügt über jene Prise Funktionalität, die das sympathisch Eitle des kleinen Briten aus Bayern (er ist eigentlich ein BMW!) kaschiert. Überzeugender

aber ist der Verbrauch, der im Schnitt bei deutlich weniger als 5 Litern Diesel liegen soll. Der Common-Rail-Diesel hat eine – Vorsicht, Hyperanglizismus – Overboost-Funktion, die jede Menge Drehmoment bei eher niedrigen Drehzahlen liefert, obwohl der Motor mit 110 PS und 1,6 Litern Hubraum sehr vernünftig dimensioniert ist. Das Sechsgang-Schaltgetriebe arbeitet geschmeidig, und so hat man schnell sehr viel Fahrspass, nicht nur in der Stadt, sondern auch auf der Autobahn, wo die Strassenlage des Clubman eine kernige Mischung aus Sportlichkeit und Komfort bietet.

Der Mini ist ein Auto für kleine Familien, denen grössere Kombis etwas zu spiessig erscheinen, die aber keinesfalls der Generation Mini-Van angehören wollen. Andere Zielgruppen sind moderne Selbständige mit einem Laden, in dem auch mal was von Boutique zu Boutique transportiert werden muss, oder der Single, der hinten sein Mountainbike oder Longboard verstauen will. Mein Testwagen war weiss und hatte die Cooper-übliche Kriegsbemalung in Form von schwarzen Motorhaubenstreifen. Auch im Inneren erinnert alles an eine «hippe Lounge». Sagt man so was noch? Die Blicke der Nachbarinnen beim Biomarkt waren eindeutig: Ich bin jetzt wieder «in».

Ulf Poschardt ist stellvertretender Chefredaktor der *Welt am Sonntag* in Berlin.

Mini Cooper Clubman

Leistung: 110 PS, Hubraum: 1560 ccm
Höchstgeschwindigkeit: 193 km/h
Preis: 30 800 Franken



An der Leistungsgrenze

Um mit einer Suunto-Sportuhr mitzuhalten, muss man ziemlich fit sein. *Von David Schnapp*

In der Regel fragen wir uns beim Testen eines Geräts, ob es das kann, was wir von ihm erwarten. Bei der Sportuhr Suunto t6c hingegen haben wir uns gefragt, ob das, was wir können, für dieses Gerät reicht. Die t6c ist sozusagen das Supermodell unter den Sportuhren. Sie ist in der Lage, eine Vielzahl von Daten und Parametern aufzuzeichnen bzw. zu berechnen. Mit sogenannten PODs lässt sich das System erweitern. Zum Beispiel mit einem Schrittzähler, einem GPS-Modul oder einem POD, der die Trittfrequenz auf dem Velo aufzeichnet.

Wir machen unser erstes Training auf einem Ergometer und legen uns dafür den bequemen Pulsgurt an, der die Herzfrequenz direkt an die Suunto sendet. Bis die Verbindung zwischen Gurt und Uhr steht, braucht es einige Einstellungen, wobei man sich schnell einmal in den eher unübersichtlichen Menüs der Uhr verliert. Die Navigation über das kleine Display und die fünf Knöpfe ist gewöhnungsbedürftig.

Am Ende des Trainings wissen wir aber einiges, auf unserem PC installieren wir den «Suunto Training Manager» und erfahren, dass unser Trainingseffekt 3,3 war («Verbesserung der aeroben Leistungsfähigkeit bei zwei bis vier Trainingseinheiten pro Woche»). Unsere Sauerstoffaufnahme war 36 ml/kg/min, wir haben 553 kcal verbraucht und eine EPOC-Spitze von 71 ml/kg erreicht. Für ambitionierte

Leute oder solche, die zu Hause einen Sportarzt haben, ist das aufschlussreich und wertvoll. Laien wie wir sind erst mal von der Datenmenge beeindruckt und auch etwas überfordert. Wir schliessen daraus: die Suunto t6c kann eindeutig mehr als wir. Das ist so, weil die Uhr das Zeitintervall zwischen einzelnen Herzschlägen misst sowie deren Variabilität. So bekommt man am Ende die Analyse sieben verschiedener Körperparameter.

Fazit: Die t6c ist ein Instrument für ernsthafte Sportler oder für solche, die ungeachtet ihres Formstandes immer das beste Equipment wollen. Sieht man sich seine Trainingsdaten später am Bildschirm an, kann man sich selbst ziemlich damit beeindrucken.

Auch der «Suunto Training Manager» sieht nicht aus, als wolle er etwas mit durchschnittlichen Freizeitsportlern zu tun haben. Das Programm macht einen sehr seriösen Eindruck. Schade ist, dass die Uhr nicht mit Macintosh-Computern kompatibel ist. Das kann sich ein innovativer Hersteller wie Suunto eigentlich nicht leisten.

Suunto t6c Red Arrow, Herzfrequenzmesser. Umfangreiche Analyse von Körperparametern am PC, Echtzeit-Trainingseffekt und EPOC, Höhenmesser, Geschwindigkeit, Distanz und Kadenz mit optionalen PODs. 99 Zwischenzeiten, Speicherkapazität 30 Logs, 100 000 Herzschläge. Hintergrundbeleuchtung. Gewicht 55 g. Fr. 599.–. www.suunto.com



Supermodell unter den Sportuhren: Suunto t6c Red Arrow.

Schlank und reif

Von Peter Rüedi



Mit Namen treibt man keine Scherze, heisst eine Grundregel des journalistischen Anstands. Dass einer der profiliertesten Winzer in der Südpfalz Hansjörg Rebholz heisst, sei denn hier auch nicht als Witz vermerkt, sondern als unumgängliche Tatsache. Der Mann verdient seinen Namen allerdings wie eine Auszeichnung. Zumal mit seinen Weissweinen, vor allem den Rieslingen, gehört er zu den Avantgardisten einer neuen Generation, die auch in kritischen Jahren auf eine Vinifikation ohne Manipulation setzt; der Eigenart wichtiger ist als Mehrheitsfähigkeit, Mineralität und Terroir wichtiger als üppige Frucht. Kurz, Rebholz macht Weine, die sind das Gegenteil von Helmut Kohl und seinem pfälzischen Saumagen. Und doch sind sie nicht «mager». Der Produzent sucht optimale Reife («Grosse, individuelle Weine erzeugt man nur, wenn man hohes Risiko eingeht», sagte er Stephan Reinhardt und meinte damit nicht den höchstmöglichen Zuckergehalt, sondern die volle Entwicklung der Inhaltsstoffe in den Beeren). Dass reife Weine fette Weine seien, ist ein schwer auszurottender Irrtum. Nicht von ungefähr nennt Rebholz, neben den «grossen Gewächsen» aus den ersten Lagen Kastanienbusch und Im Sonnenschein, die Spätlesen Riesling «vom Buntsandstein» oder «vom Rotliegenden», Riesling und Spätburgunder «vom Muschelkalk». Terroir ist nicht nur Geologie, aber auch. Die wahre Meisterschaft von Rebholz zeigt sich in den schwierigeren Jahren. 2006 war so eins, in der Pfalz. Die Riesling-Spätlese «vom Buntsandstein», an die ich gelangt bin, ist ein überaus subtiler, bei aller Würze zurückhaltender Riesling, der nichts von sich hermacht, aber am Gaumen wächst und wächst, und erst recht in der Erinnerung. Von einer Mineralität, nach der man sich die Lippen leckt, ist er so etwas wie eine blühende Quadratur des Kreises: reif und doch mit viel überwältigend frischer Säure. Eine Stunde in der Dekantierkaraffe macht ihn noch besser. (Der etwas wilhelminische «Ökonomierat» im Namen des Weinguts betrifft übrigens nicht Hansjörg Rebholz, sondern dessen Grossvater.)

Weingut Ökonomierat Rebholz: Riesling vom Buntsandstein Spätlese trocken 2006. Boucherville, Zürich. Fr. 28.50 (www.boucherville.ch)

Bestseller

Belletristik

- 1 (1) **Dan Brown:** *The Lost Symbol* (Bantam)
- 2 (3) **Cecelia Ahern:** *Zeit deines Lebens* (Krüger)
- 3 (4) **Paulo Coelho:** *Der Sieger bleibt allein* (Diogenes)
- 4 (2) **Hugo Loetscher:** *War meine Zeit meine Zeit* (Diogenes)
- 5 (5) **Sophie Kinsella:** *Charleston Girl* (Manhattan)
- 6 (6) **Peter Stamm:** *Sieben Jahre* (Fischer)
- 7 (9) **Joy Fielding:** *Im Koma* (Goldmann)
- 8 (7) **William P. Young:** *Die Hütte* (Allegria)
- 9 (8) **Charlotte Link:** *Das andere Kind* (Blanvalet)
- 10 (–) **Carlos Ruiz Zafón:** *Der dunkle Wächter* (Fischer)

Sachbücher

- 1 (1) **Guinness-Buch der Rekorde 2010:** (F. A. Brockhaus)
- 2 (3) **Eckart von Hirschhausen:** *Glück kommt selten allein...* (Rowohlt)
- 3 (2) **Duden:** *Die deutsche Rechtschreibung* (F. A. Brockhaus)
- 4 (5) **Heinz Gallmann:** *Zürichdeutsches Wörterbuch* (NZZ Libro)
- 5 (–) **Klaus Heer:** *Klaus Heer, was ist guter Sex?* (Wörterseh)
- 6 (4) **Jean Ziegler:** *Der Hass auf den Westen* (Bertelsmann)
- 7 (7) **Yangzom Brauen:** *Eisenvogel* (Heyne)
- 8 (8) **Teresa Fortis:** *Lockruf Saudia* (Woa)
- 9 (10) **Rhonda Byrne:** *The Secret – Das Geheimnis* (Goldmann)
- 10 (9) **Mikael Krogerus, Roman Tschäppeler:** *50 Erfolgsmodelle* (Kein & Aber)

Quelle: Schweizer Buchhändler- und Verlegerverband SBVV/Media Control

Apropos: Goethe für Manager

Auch das noch. Johann Wolfgang Goethe ist ja eine Art Saftpresse, die nie versiegt, um es der Jahreszeit angemessen zu formulieren. Man kann aus seinem Werk alles Mögliche herausfiltern. Jetzt kommt der jüngste Versuch, der sich einreihet in die boomende Ratgeberliteratur: «Goethe für Manager» (Linde). Untertitel: «Wie Sie einfach genial Arbeit und Leben meistern». Wer am Sinn solcher Literaturverwertung aus zweiter Hand bis dritter Hand zweifelt, wird in der Einleitung eines Besseren belehrt, der Meister gleich in die Teppichetage aufgenommen: «Goethe war in seinem langen Leben stets auch Manager», erfahren wir. Souverän und zielstrebig habe er seine Karriere verfolgt. «Obwohl beruflich stark gefordert, war er trotzdem im hohen Masse schöpferisch tätig.» Sein «Selbstmanagement» werde als vorbildlich empfunden: «Er verstand es, auch unter extremen Bedingungen immer die Balance zwischen seinem Beruf und seinem Privatleben zu halten.» Auch das noch. (gut)

Literatur

Schwarze Blüten

Kurz vor der Bekanntgabe des Literaturnobelpreises für Herta Müller empfing die Autorin die Weltwoche zu einem Gespräch über sich und ihren neuen Roman. Von Thomas David

Da sitzt Herta Müller in ihrer Berliner Wohnung auf dem Sofa und schnippt mit dem Feuerzeug. Sie erzählt von dem «Holzbock» von Hausmeister, der sie schikanierte, als sie vor Jahren einmal in Hamburg lebte, von der lebensbedrohlichen ideologischen Drangsalierung damals unter Ceausescu und der Hässlichkeit der totalitären Welt, in die sie vor ihrer Übersiedlung in den Westen hineingezwungen war. Die Wohnung, in der sie seit etwa zwanzig Jahren lebt, ist so gross, dass sie sich noch immer ein wenig dafür geniert.

Sie sitzt auf dem schwarzen Sofa, Bücherregale hinter sich. Sie erzählt von Michael Jackson, der bei einem Rumänienbesuch im Bett des gestürzten Diktators schlafen wollte, von dem aus Siebenbürgen stammenden Dichter Oskar Pastior, der ihr seine Erinnerungen erzählte und zeigte, wie er sechzig Jahre zuvor im sowjetischen Arbeitslager die Schaufel gehalten hatte. Die Schweissnaht lag wie eine Narbe in seiner Hand. «Oskar Pastior war richtig verliebt in den Zement, in den Sand, in die Schlackoblocksteine, die Kohle, er war verliebt in seine Werkzeuge, in die Schaufel», sagt Herta Müller, die Pastiors Erinnerungen in ihrem neuen Roman zu einem literarischen Meisterwerk verarbeitet hat. «Ich habe versucht, die Bewegungen aufzuschreiben, die er beim Schaufeln gemacht hat», sagt Müller und raucht ihre Zigarette, «und das war für mich natürlich auch ein Schrecken.» Eine kleine Porzellanfigur aus Pastiors Wohnung steht in einem Regal, auf der Fensterbank der Rahmen mit dem «Blumenstraus», den ihr der 2006 mit dem Georg-Büchner-Preis ausgezeichnete Dichter geschrieben hat. «Es war ein Schrecken anzusehen, dass das Schaufeln nach sechzig Jahren noch so in einen Körper hineingewachsen sein kann.»

Für den «Wiederaufbau»

«Siebenbürgen, Siebenbürgen / Land der Fülle und der Kraft»: In «Atemschaukel», diesem grandiosen, für den Deutschen Buchpreis nominierten Roman, erzählt die 1953 im rumänischen Nitzkydorf geborene Nobelpreisträgerin die Geschichte einer Deportation. Es ist die Geschichte ihrer Mutter, die im Januar 1945 zur fünfjährigen Zwangsarbeit in ein sowjetisches Lager verschleppt worden war, die Geschichte des 1927 in Hermannstadt geborenen Oskar Pastior, der wie alle anderen in Rumänien lebenden Deutschen zwischen 17 und 45 Jahren nach Ende des NS-Regimes «für

den «Wiederaufbau» der im Krieg zerstörten Sowjetunion» gearbeitet hatte. «Atemschaukel» ist eine Geschichte über den Terror der totalitären Unterdrückung, über die in ihrer Widersprüchlichkeit der Gefühle nahezu unbegreifliche Menschlichkeit in unmenschlichen Zeiten, eine Geschichte vom Traum und Trauma des Überlebens.

«Atemschaukel» ist die zu jeder Zeit gültige und zu keinem Ende zu führende Geschichte von der Enteignung und Selbstbehauptung des Lebens, der Herta Müller seit der Veröffentlichung ihres 1982 zuerst in zensurierter Fassung in Bukarest erschienenen Debüts «Niederungen» ausweglos folgt. In Romanen wie «Herztier» und «Der Fuchs war damals schon der Jäger».

«Schon als Kind wirkte meine Mutter auf mich verstört und alt», sagt Müller, deren Mutter nach ihrer Rückkehr in das seit 1947 unter kommunistischer Herrschaft stehende Rumänien für das Erlebte keine Sprache fand. «Schon immer wollte ich über diese Beschädigung schreiben, die ich meiner Mutter anzusehen glaubte, aber ich hatte zugleich immer Angst davor, weil ich nicht wusste, wie man das schafft.»

Herta Müller trägt eine schwarze Hose, über der schwarzen Bluse eine schwarze Jacke, schwarze Stoffblüten auf feinen schwarzen Schuhen. Sie sagt: «Denn was soll man mit pauschalen Klagen über Hunger und erfahrenes Leid anfangen? Was soll man mit einem Wort?», sagt sie und beugt sich dem Aschenbecher entgegen, der auf einem schmalen Tisch vor dem Sofa steht, «Im Literarischen muss man den Begriff «Beschädigung» in die Details auflösen, aus denen die Beschädigung hervorgegangen ist, und, ja, davor hatte ich Angst.» Sie streift die Asche ihrer Zigarette in den Aschenbecher. «Ist der Aschenbecher nicht kitschig?» Er gehörte Oskar Pastior, dessen im Lager zerbrochene Existenz sich im lyrischen Ich seiner eigensinnigen, zwischen Willkür und Mass oszillierenden Gedichte auf triumphale Weise wieder zusammensetzt. Mit jeder Zigarette fügt Herta Müller ihrer Erinnerung an den im Oktober 2006 überraschend verstorbenen Pastior eine neue Narbe zu.

Sie schnippt mit dem Feuerzeug; sie geht Kaffee holen, den ihr Ehemann in der Küche gekocht hat. Eine weiche, aus Rumänien mitgebrachte Stoffpuppe sitzt im Regal hinter dem Sofa; an der Wand eine aus vergilbten Zeitungsbildern zusammengetragene Galerie der



«Es ist nicht wahr, dass es für alles Worte gibt»: Literaturnobelpreisträgerin Herta Müller.

Toten, die Gesichter, unter anderen, von Joseph Brodsky, Thomas Bernhard, Billy Wilder. Auf einem kleinen Stehpult, das vor dem Fenster steht, liegen unzählige aus Zeitschriften und Katalogen herausgeschnittene Buchstaben und Wörter, die Herta Müller auf kleinen Karten zu Gedicht-Collagen verklebt. In Per Olov Enquists Autobiografie «Ein anderes Leben» bewahrt sie ein vierblättriges Kleeblatt.

«Es ist nicht wahr, dass es für alles Worte gibt», schreibt sie in einem ihrer Essays: «Die inneren Bereiche decken sich nicht mit der Sprache, sie zerren einen dorthin, wo sich Wörter nicht aufhalten können.» Doch in

«Atemschaukel» dringt Müller scheinbar mühelos in die inneren Bereiche ihres Ich-Erzählers vor. Sie beschreibt die Deportation dieses Leopold Auberg «aus dem Fingerhut der kleinen Stadt» mitten im Winter, Leos Zugfahrt ins Lager, die fünf Jahre andauernde russische Nacht, in der «nicht ich, aber der Schrecken in mir plötzlich erwachsen» wird. «Die Knochen wurden sperrig wie Eis.»

Müller erzählt von dem Arbeitsbataillon, dem Leo zugeteilt wird, von Tur Prikulitsch, dem Kapo, der das ausgezehnte Elendsregiment selbstherrlich schikaniert. Sie erzählt von der wie Leo aus Hermannstadt stam-

menden «Kalkfrau» Trudi Pelikan, der schwachsinnigen Planton-Kati, die in den fünf Jahren ihrer Gefangenschaft nie weiss, wo sie ist: von der ganzen entfremdeten «interlope Gesellschaft» des Lagers, die mit den Jahren zu Leos Familie wird, der erschöpften Irma Pfeifer, die eines Tages mit dem Gesicht nach unten in der Mörtelgrube liegt und langsam darin versinkt. Die Toten des Winters werden gestapelt, bis sie im Schnee zu Eis gefroren sind: Denn die Totengräber des Lagers hacken die Leichen in Stücke, «damit sie kein Grab schaufeln müssen, nur ein Loch».

Pastiors Aschenbecher

In «Atemschaukel» entwirft Herta Müller Bilder von eindringlicher, zum Teil bohrender Kraft. Sie verleiht der hündischen Angst, der Sehnsucht, dem Hunger, der Leo unablässig quält, eine unbezwingbare Präsenz. Der Hunger ist in der Kohle und in der Schaufel, die Leo mit der linken Hand am Querholz packt, in Leos Gelenken; der Hunger «weiss, nichts wärmt den ganzen Körper mehr als das Schaufeln, das am ganzen Körper zehrt».

Sie müsse mit dem Schmerz, dass Oskar Pastior gestorben sei, auch arbeiten, so Müller in einem 2007 im Auftrag des WDR entstandenen Radio-Feature, in dem sie über die Zusammenarbeit mit Pastior und das Entstehen ihres ursprünglich als Gemeinschaftsprojekt geplanten Romans spricht. «Dieser Schmerz macht auch Sachen sinnlich», sagt sie in der schönen Färbung, die der Dialekt ihrer rumänischen Heimat noch immer in ihrem Hochdeutsch hinterlässt. «Ich werde dermassen auf die Essenz der Sache gezwungen.» In «Atemschaukel» greift Müller tiefer und fester nach den Dingen hinter den Worten als je zuvor.

Sie stellt das Tablett mit Kaffee und Wasser neben dem Tisch auf den Boden, sie drückt die Zigarette in Oskar Pastiors Aschenbecher aus. Herta Müller ist von der zierlichen, etwas durchsichtigen Gestalt einer passionierten Raucherin. «Das Schreiben plündert mich aus», sagt sie. «Es macht mich besessen, und es macht mich fertig. Das macht mir Angst, weil mir meine körperliche und psychische Unversehrtheit natürlich am nächsten ist. Nicht Unversehrtheit», ergänzt sie, «aber eine Versehrtheit, die irgendwie auszuhalten ist.»

Sie sitzt auf dem Sofa, sie greift nach dem Feuerzeug. Leos Heimkehr aus dem Lager ist nach fünf Jahren ein «verkrüppeltes, ständig dankbares Glück, ein Überlebenskreisel, der sich wegen jedem Dreck zu drehen beginnt» und schliesslich nicht nur Herta Müllers Ich-Erzähler mitreisst, sondern jeden, der sich in den Sog von Leos Erinnerungen begibt. «Das Schweigen», so Herta Müller, «ist genauso eine Kraft wie das Erzählen, und jeder von uns muss für sich selbst herausfinden, ob er im Schweigen seinen Halt findet oder im Erzählen. Jeder muss tun, was er ertragen kann.» ○

Erinnerungen an den Jazz von morgen

Von Peter Rüedi

Als Vladimir Nabokov seine Autobiografie nach der Göttin der Erinnerung «Speak, Mnemosyne» nennen wollte, wies ihn sein Verleger darauf hin, dass alte Damen kein Buch kaufen würden, dessen Titel sie nicht aussprechen könnten. Ab da hiess das schöne Buch «Speak, Memory». Der Pianist, auf den hier ein Toast auszubringen ist, kennt das Problem in verschärfter Form, betrifft es doch seinen eigenen Namen. Vijay Iyer (*1970), dessen südindische Eltern in den sechziger Jahren in die USA eingewandert waren, macht allerdings keine Musik für alte Damen, auch wenn seine jüngste CD «Historicity» heisst. Das könnte einen potenziellen Käufer zusätzlich erschrecken, klingt es doch aufs Erste nach jenem «Traditionalismus», der mit seinem Promotor Wynton Marsalis in die Jahre gekommen ist. Iyer kommt aus einer anderen Ecke. In seinem komplexen, hochenergetischen Klavierspiel vibrieren, in der Granitblock-Tektonik Thelonious Monk, in der Intensität Cecil Taylor, in der Akkordik Andrew Hill, in der motorischen Insistenz, McCoy Tyner mit. Am Ende klingt alles wie Iyer und sonst gar nichts, alle Vergleiche sind nur hilflose Annäherungen. Unter «Geschichtlichkeit» versteht der indische Secondo in New York keineswegs einen eindimensionalen Rückbezug. Nicht anders als Dürrenmatt, der sich von Vergangenheiten umstellt sah, wenn er den nächtlichen Himmel betrachtete (das Licht der Sterne, das gleichzeitig aufs Auge trifft, hat die unterschiedlichsten Wege und Zeiten hinter sich), setzt sich Iyers Bewusstsein aus vielen Vergangenheiten zusammen. Die sind in seiner Musik nicht collagiert, sondern eingeschmolzen zu etwas unvergleichbar Neuem. Mit seinen Partnern Stephan Crump am Bass und Marcus Gilmore am Schlagzeug dekomponiert er bekannte Vorlagen wie Hills «Smokestack», Bernsteins «Somewhere» oder Stevie Wonders «Big Brother», aber auch Stücke aus dem eigenen Werk, und er verwandelt sie in einem extrem dichten interaktiven Prozess in eine neue Musik: mal fast schmerzlich gewalttätig, mal hoch subtil, immer aber jenseits aller Klischees. Erinnerungen an einen Jazz von morgen. Im Wortsinn un-erhört.



Vijay Iyer Trio:
Historicity. ACT 9489-2

Er war ein Rebell

Zum Tod des grossen Schweizer Schriftstellers Jacques Chessex.

Von Pia Reinacher



Sterben hatte er noch lang nicht im Sinn: Schriftsteller Chessex.

Fast alle seine Romanfiguren werden von einer dumpfen Todesahnung verfolgt. Die Vorstellung, verschwinden zu müssen, ist für sie der Skandal der *condition humaine*. Jetzt ist Jacques Chessex, einer der bedeutendsten Schweizer Schriftsteller, im Alter von 75 Jahren unerwartet gestorben. Er hasste den Tod. Sterben hatte er noch lang nicht im Sinn. Als ich ihn vor genau einem Jahr im kleinen Dörfchen Ropraz besuchte, erzählte er von seinen medialen Fähigkeiten. Er wisse genau, wie er sterben werde und wann – nämlich erst nach neunzig. So obsessiv das Leben dieses riskanten Grenzgängers mit der multiplen Persönlichkeit war, so aufsehenerregend ist sein Tod. Er brach an einer Veranstaltung in Yverdon tot zusammen, während er zur Affäre um den Filmregisseur Roman Polanski befragt wurde.

Es braucht wenig Fantasie, um an einen psychogenen Tod zu denken. Wer Chessex' traumatisierende Biografie kennt und die wilde Energie, mit der er im Schreiben Dämonen bändigte, ist wenig erstaunt. In einer Art ritueller Alchemie verwandelte er die bedrohlichen Ängste, die ihn ein Leben lang verfolgten, in grossartige Kunst. Sein Vater, Historiker und angesehener Direktor eines Lausanner Gymnasiums, nahm sich 1956 das Leben. Getrieben vom Hang zu jungen Mädchen, hatte er sich ausweglos verstrickt und mit der Verschleierung seines Lasters in Ab-

gründe gestürzt. Der Sohn aber, ungewollter Mitwisser, wurde zum Schriftsteller – der einzige Weg, der absurden Tragödie zu entrinnen. Die Beschäftigung mit dem Tod, mit Obsession, Grauen, Abhängigkeit, Perversion, Spiritualität und Wahrheit gehörte zu den zentralen Themen seines über achtzig Publikationen umfassenden Werkes. Jean Calmet, Held des wohl bekanntesten Romans «L'Ogre» (1973; dt. «Der Kinderfresser»), der Chessex als einzigem Nichtfranzosen den Prix Goncourt einbrachte, spricht von der moralischen Schuld eines Helden, der dem herrischen Schatten des Vaters niemals entkommen kann.

Dieser Schriftsteller war ein Rebell, der in der Romandie ebenso verehrt wie abgelehnt, in Frankreich aber umso entschiedener geschätzt wurde. Die Volkswut seiner Heimatstadt Payerne hatte er noch im vergangenen Frühling auf sich gezogen, als er mit «Un Juif pour l'exemple» den historisch verbürgten Fall der bestialischen Ermordung eines Juden zur Sprache brachte. Sein Kampf gegen provinzielle Engstirnigkeit und Hypokrisie hinderte ihn nicht, seiner Heimat mit dem «Portrait des Vaudois» (1969) ein meisterhaftes Andenken zu schenken. Jacques Chessex liebte die Beobachtung von Vögeln – weil diese Wesen, so schrieb er einmal, alle Erdschwere hinter sich lassen und sich in ferne Regionen absetzen können.

Pippi Langstrumpf im Rinnstein

Stieg Larssons «Millennium»-Trilogie ist ein Phänomen und wurde verfilmt. Den Auftakt macht «Verblendung». Von Wolfram Knorr

Okay, ihre Welt ist die Villa Kunterbunt, und dementsprechend sieht sie auch aus: Sommerprossen, abstehende rote Zöpfe, Strumpfhosen, Schnürstiefel und ein freches Mundwerk. Holt man den Wildfang Pippi Langstrumpf aus ihrer Wohlfühlzone und setzt sie in den hässlichen Rinnstein, mutiert sie zur Pünkerin: dürr, blass, gepierct, tätowiert, bisexuell und in schwarzem Leder-Outlet. Eine andere Variante wäre bei der Haudrauf-Göre gar nicht denkbar. Aber sie ist auch sensibel, raffiniert, intelligent und heisst jetzt Lisbeth Salander. Okay, auch diese Umkehrung bleibt ein bisschen märchenhaft; aber was das Kinderbuch für die Kleinen, ist der Krimi für die Grossen.

Und genau zu diesem raffinierten Transfer griff der schwedische Autor Stieg Larsson für ein Sittengemälde, das zum Riesen-Bestseller wurde. Nur leider erlebte der Autor den Erfolg seines dreibändigen «Millennium»-Trumms nicht mehr. Der fanatische Enthüllungsjournalist und Chefredaktor des antifaschistischen Magazins *Expo*, erlag 2004 fünfzigjährig einem Herzinfarkt. Auf zehn Bände hatte er sein «Millennium»-Projekt geplant, drei hatte er geschafft. Als er überraschend starb, war noch kein Band auf dem Markt. Seinem Verleger, dem er gleich alle drei überreichte, soll er gesagt haben: «Mankell kann einpacken.» Gemeint war Henning Mankell, der mit seinem Weltschmerz-Kommissar Kurt Wallander

das (neue) schwedische Krimiwunder eingeleitet hatte.

Und Larssons Trilogie ist tatsächlich von anderem Schrot und Korn. Schon die Kühnheit, mit der er Astrid Lindgrens Galionsfigur in die schwedische Wirklichkeit tunkt und besudelt, ist einzigartig. Denn Lisbeth Salander, rabenschwarz, verschlossen wie eine Auster, mit einer bösen Kindheit, ist eine geniale Hackerin und driftet in dieser Eigenschaft auf den Journalisten Mikael Blomkvist zu, von Kollegen Kalle Blomkvist (!) genannt. Der soll für den betagten Industriellen Henrik Vanger das rätselhafte Verschwinden seiner Lieblingsnichte Harriet klären. So beginnt «Verblendung», der erste Teil der Trilogie, dessen kongeniale Verfilmung jetzt im Kino zu sehen ist.

Das Grauen geht um

Mikael, Wirtschaftsjournalist bei der Zeitschrift *Millennium*, gerade wegen Rufschädigung verurteilt, ist über den lukrativen Auftrag Vangers nicht unglücklich. Hoch im kalten Norden, wo der Familienclan Vanger residiert, vertieft er sich via Fotoalben in die Vergangenheit, Beziehungen und Firmengeschichte und stösst auf Geheimnisse, die so eingefroren zu sein scheinen wie das Klima und die Verwandten untereinander. Lisbeth Salander hackt sich in Mikael's Computerprogramm und gibt unaufgefordert Tipps. Sie erkennt in dem verur-

teilten Journalisten, der nicht gewillt ist, sich zu beugen, einen Seelenverwandten. Einen Einzelkämpfer wie sie. Lisbeths Vergangenheit bleibt (im ersten Teil) im Dunkeln. Man erfährt, dass sie unter Vormundschaft steht, und wird Zeuge, wie ihr Vormund, eine aufgequollene Wanze, sie sexuell missbraucht. Im Film eine schockierende Szene, die schonungslos zeigt, wie einer vom schlammigen Grund seiner Perversion ungebremste Begierden hochbaggert. Ihre Rache an dem Kerl ist dementsprechend, nur kalt und berechnend.

In Stieg Larssons Schweden geht das Grauen um, aber der Autor wusste, worüber er schrieb. Der Rechtsextremismusexperte mit manischem Enthüllungstrieb geriet wie sein Alter Ego Mikael Blomkvist in manche Schwierigkeiten, bis zu Morddrohungen von Neonazis – ausgerechnet im friedfertigen Schweden? Schon Larssons Vorbilder, das Autorenpaar Per Wahlöö und Maj Sjöwall («Die Tote im Götakanal»), Erfinder des schwedischen Sozialkrimis, beklagten vor Jahren die moralische Leere des ach so vorbildlichen Sozialstaats. Damit war das Paar nicht alleine; auch Bühnenautor Lars Norén («Dämonen») porträtierte seine Landsleute nicht zimperlich. Voller Hass und hochgerüstet mit einem Arsenal niederträchtiger Demütigungen, zerfleischten sie sich in den Achtzigern gruselig. In Larssons Trilogie geht es um Notzucht, Naziwahn, Menschenhandel, Frauenhass. Von Buch zu Buch tritt dabei die famose Lisbeth immer stärker in den Mittelpunkt. Mit ihr und Mikael gelang Larsson ein völlig neues Schnüfflergespann. Zwei Aussen-seiter, die sich anziehen und abstossen.

Ein Millionenerfolg

Die Romane, jeder um die 700 Seiten dick, sind gespickt mit herrlichen Details, die den Erfolg der Bücher mit erklären. Man kann schnell süchtig werden. In Schweden, einem Land von gerade mal 9 Millionen Einwohnern, wurden 3,5 Millionen Exemplare verkauft, weltweit sind es 15 Millionen. Klar, dass die Filmindustrie nach solchen Stoffen giert und die komplette Trilogie auch schon mehr oder weniger im Kasten hat. Der erste Band, «Verblendung», vom Dänen Niels Arden Oplev verfilmt, war in Skandinavien ein Hit. Exzellent besetzt, allen voran Noomi Rapace als Lisbeth Salander, musste der Film manches eindicken und raffen, aber Misstrauen und schwelender Hass sind als Spiegelbild einer Gesellschaft, deren Schweissnähte längst gerissen sind, von beklemmender Intensität.

Larsson, dessen Rückgriff auf Astrid Lindgren schöner Sarkasmus ist, bekommt auch postum noch recht: Seine Familie streitet ums Erbe. Es geht schliesslich um Millionen.

Verblendung

Regie: Niels Arden Oplev. Schweden, 2009
Die komplette «Millennium»-Trilogie ist im Heyne-Taschenbuchverlag erschienen.



Beklemmende Intensität: Rapace als Lisbeth Salander und Andersson als Nils Bjurman.

Eidenbenz greift ein

Die Kirchenbesetzung der Sans-Papiers erregt so viel Aufmerksamkeit, dass sich Eidenbenz persönlich einschaltet. «Doppelpass», Folge 46. Von Charles Lewinsky

Einer der Journalisten musste einen Witz gemacht haben, und obwohl Eidenbenz nicht zugehört hatte, lachte er ganz automatisch mit, «ha ha ha», jede Silbe wie ein ganzes Wort. Humor war sein Markenzeichen, und ein Markenzeichen musste man verteidigen, so wie der Media-Markt immer der Billigste sein musste oder der Mörgeli der Bissigste.

Zugfahrten schläfernten ihn ein, und wenn er schläfrig wurde, kam er ins Grübeln. Er hatte noch einmal über das Programm von heute nachgedacht und war zum Schluss gekommen, dass es keinen Fehler hatte. Dr. Häberle hatte ihm zwar davon abgeraten, ganz dringend abgeraten sogar, aber manchmal muss man auf den eigenen Bauch hören und nicht auf fremde Köpfe. «Es könnte zu Ausschreitungen kommen», hatte Dr. Häberle gesagt, und Eidenbenz hatte für sich gedacht: Das wäre nicht das Schlechteste. Wenn jemand einen Pflasterstein auf ihn schmisse – nun ja, es musste nicht gerade ein Pflasterstein sein, wo man sich ernsthaft verletzen konnte, es gab ja auch kleinere harte Gegenstände –, wenn jemand, sagen wir, einen Kieselstein auf ihn schmisse, und er würde dann mit einer blutenden Wunde, am besten an der Stirne, vor den Kameras stehen und sagen: «Gewalt darf in unserem Land nie und nimmer ein Mittel der politischen Auseinandersetzung werden», dann wäre das mehr wert als eine ganze Inseratenkampagne. Und erst noch gratis, was nicht unwichtig war. Seit der Finanzkrise brachte man das Geld für Kampagnen nicht mehr so leicht zusammen wie auch schon.

Und wenn zuerst alles friedlich bliebe, wenn diese Typen so abgefeimt waren, dass sie ihm keinen öffentlichen Skandal liefern wollten, dann würde er eben in seiner Ansprache ein bisschen mehr Pfeffer geben, so eine richtig zünftige Prise. Es gab da ein paar Stichworte, auf die reagierten sie garantiert, wie die Hunde von diesem russischen Professor, wie hiess der schon wieder?

Nein, die Idee war gut, ganz egal, was Dr. Häberle sagte. Und schliesslich: Wenn die da eine Kirche besetzen durften, ein offener Gesetzesbruch, und kein Mensch schritt ein, dann war es ja wohl nicht mehr als sein gutes demokra-



tisches Recht, wenn er diese Leute zur Rede stellte und ihnen einmal deutsch und deutlich sagte, dass das hier immer noch die Schweiz war, ein Staat, wo man Gesetze hat und wo die auch gelten. Auch wenn das manchen von diesen rosaroten, pflüderweichen Zuckerwattropolitikern nicht passen wollte, die sich so reflexartig mit allem verbündeten, was das eigene Land kritisierte. «Nestbeschmutzer», wollte er in seiner Ansprache sagen, «hat es ja schon immer gegeben, aber manche Leute, scheint mir, leiden in dieser Hinsicht unter permanentem Durchfall.»

Oder vielleicht doch lieber nicht. In diesem Punkt hatte Dr. Häberle wahrscheinlich recht: Allzu träge Sprüche konnten einem von böswilligen Leuten im Munde verdreht werden.

«Warum machen wir nicht am Wochenende eine richtige Demonstration?», hatte ihn einer in der Vorstandssitzung gefragt und damit bewiesen, dass er von Öffentlichkeitsarbeit keine Ahnung hatte. An einem Wochenende wären, wenn sie Pech hatten und das Wetter schön war, viel zu viele Leute gekommen, und das hätte dann in den Reportagen ganz falsch ausgesehen. Ein mächtiger Haufen von Demonstranten gegen ein hilfloses Grüppchen von Besetzern, das hätte diesen linken Fernsehredaktoren mit ihren vorgefassten Meinungen allzu gut ins Konzept gepasst. Nein, wenige mussten sie sein, ein Fähnlein der sieben Aufrechten, am besten wacker im strömenden Regen ausharrend, während die Besetzer es sich in der gemütlichen Kapelle bequem machten. Direkt schade, dass der Regen vor zwei Tagen aufgehört hatte und die Wetterpro-

gnose nicht so schlecht war, wie es gut gewesen wäre.

Als einsamer Kämpfer für Recht und Ordnung wollte er sich präsentieren. Und erst noch als ein Mensch mit einem guten Herzen. Das war nämlich das Brillante an seinem Einfall, dass er einen grossen Korb mit Lebensmitteln mitbrachte, lauter gutschweizerische Spezialitäten, von Glarner Landrauchschinken und St. Galler Bratwürsten bis zu Basler Läcklerli und Willisauer Ringli. «Mit jedem Einzelnen von euch habe ich Mitgefühl», wollte er damit sagen, «aber wenn wir anfangen, unsere persönlichen Emotionen über das Gesetz zu stellen, dann ist das Chaos nicht mehr weit. Das Asylgesetz», wollte er sagen, «ist von der Bundesversammlung so beschlossen worden, die Bundesversammlung ist vom Volk gewählt, und das Volk ist in unserem Land der Souverän. Und wenn der Souverän bestimmt, dass ihr das Land zu verlassen habt, dann verlasst ihr es gefälligst.»

Doch, doch, ganz egal, was Dr. Häberle einwenden mochte: Der Plan war gut.

Nicht so gut fand es Eidenbenz, dass seine Frau darauf bestanden hatte, ihn zu begleiten. Früher, als Sonja noch diese Pillen genommen hatte, war sie nie auf solche Ideen gekommen. Aufnahmen wollte sie dort machen, hatte sie gesagt, und sie habe das Gefühl, während seiner Ansprache würde sie genau die Motive finden, die sie interessierten. Diese Fotoleidenschaft, die die aus ihrer Kur mitgebracht hatte, war wie eine dieser Krankheiten, die man in den Spitälern aufflas: Den einen Virus trieben sie einem aus, dafür brachte man einen ande-



ren mit nach Hause. Unheilbar. Auf jeden Fall hatte sie sich nicht abwimmeln lassen.

Aber andererseits: Im Fernsehen machte sich das sicher gut, wenn er mit seiner Frau ankam. «Ob ich nun Politiker bin und sie eine ganz gewöhnliche Hausfrau», würde er in die Mikrofone sagen ... Nein, das «ganz gewöhnliche» liess er besser weg. Sonst hatte er gleich wieder die rabiaten Feministinnen auf dem Hals. «Ob Politiker oder Hausfrau», würde er sagen, «das macht überhaupt keinen Unterschied. Wir machen uns die gleichen Sorgen um unser Land.» Nein: «um unser schönes Land». Es war immer gut, wenn man seine spontanen Antworten gründlich vorbereitet hatte.

Eidenbenz nickte zufrieden und hörte schon wieder das nervende Klicken von Sonjas Kamera. Oder war es doch einer der Reporter gewesen? Zur Sicherheit setzte er sein nachdenkliches Gesicht auf, das sich auf den Fotos immer so schön staatsmännisch machte.

Der Zug hielt an jeder zweiten Station, was wirklich lästig war. Mit dem Auto wäre man viel schneller gewesen. Aber im Auto hätte man die Journis nicht mitnehmen können, um die es doch letzten Endes ging. Immerhin ein knappes Dutzend. Mit denen vom Fernsehen. Manchmal dachte Eidenbenz, es wäre viel effizienter, wenn man sich den öffentlichen Teil solcher Veranstaltungen sparen könnte, das ganze Affentheater, das ja doch nur stattfand, damit darüber berichtet werden konnte. Einfach mit den Journalisten besprechen, was man vorhatte und was sie darüber schreiben sollten. So wie das der Blocher in seinem Privat-TV mit dem Ackeret machte. Der immer so

lauthals darauf bestand, er sei ein unabhängiger Journalist, ein gleichberechtigter. Klar, ein Hund und der Schwanz, mit dem er wedelt, sind ja auch gleichberechtigt.

Jemand hatte ihn etwas gefragt. So ein junger Schreiberling mit viel zu langen Haaren. Einer, den er nicht auf Anhieb einer Zeitung zuordnen konnte. Eidenbenz hatte die Frage nicht gehört, aber für solche Fälle gab es eine Allzweckformel. «Das lässt sich nicht so einfach beantworten», sagte er. «Können Sie Ihre Frage ein bisschen präzisieren?»

«Klick», machte eine Kamera. Diesmal war es ganz eindeutig Sonja.

«Ich wollte nur wissen», sagte der Journalist schüchtern, «ob sie feste Schuhe eingepackt haben.»

Schuhe?

«Es ist nur ...», sagte der Journalist. «Weil doch ...» Er machte einen regelrecht verschreckten Eindruck, was Eidenbenz nicht unangenehm war. Bei aller gern betonten demokratischen Gesinnung mochte er es ganz gern, wenn seine natürliche Autorität die Menschen ein bisschen ins Zittern brachte.

«Weil doch was?»

«Nun ja, der Weg zur Kapelle geht durch den Wald, und weil man dort nicht fahren kann und der Pfad immer ein bisschen matschig ist ...»

«Mist, verdammter», dachte Eidenbenz. «Man hätte sich doch ein bisschen genauer erkundigen müssen.» Für Wanderungen hatte er schon in der Schule nicht viel übriggehabt. Er liess sich den Ärger aber nicht anmerken, sondern sagte mit seinem jovialsten Landesva-

ter-Lächeln: «Sie scheinen sich hier ja gut auszukennen, junger Mann. Für welche Zeitung schreiben Sie?»

«Ähm ...», sagte der Journalist und schaute noch verlegener in die Welt. «Für ... äh ... verschiedene. Ich bin freischaffend. Berger ist mein Name. Alwin Berger. Ich war der Erste, der über diesen Skandal berichtet hat.»

«Dann hat Ihnen unser Land ja eine Menge zu verdanken.» Alwin Berger strahlte vor Dankbarkeit über dieses Lob. «Und wenn Sie so ortskundig sind, dann bleiben Sie doch nach dem Aussteigen in meiner Nähe, und wir können uns auf dem Weg noch ein bisschen unterhalten.»

Der junge Mann nickte mit so glücklichem Gesicht, dass Eidenbenz geradezu lesen konnte, was hinter seiner Stirne vor sich ging. «Exklusiv!», dachte es dort, und das ist das schönste Wort, das ein Journalist kennt. Vor allem, wenn er es noch bei keiner Zeitung zu einer festen Anstellung gebracht hatte. «Ich bekomme ein Exklusivinterview mit Eidenbenz!»

Der Weg bis zur Kapelle war dann tatsächlich matschig, und einmal trampelte Eidenbenz sogar bis zum Knöchel in eine Pfütze. Er durfte gar nicht daran denken, wie seine Schuhe wohl aussehen mussten. Obwohl, andererseits ... Da konnten die Leute einmal sehen, dass er sich, wenn die Situation es verlangte, für nichts zu schade war. Dass er sich einsetzte. Als die Eidgenossen damals nach St. Jakob an der Birs marschierten, hatten sie auch kein Schuhputzzeug dabei.

Der Pfad war teilweise schmal, und sie marschierten alle, Eidenbenz mit seinem Geschenkkorb genauso wie die Journalisten, in Einerkolonne hintereinander her. Zum Glück waren die Kameras der Fernsehleute in den letzten Jahren immer kleiner und handlicher geworden.

Die Kolonne wurde von Alwin Berger angeführt, der wohl aus der Gegend stammte und den Weg kannte. Der junge Mann kam dauernd ins Stolpern, weil er sich immer wieder zu Eidenbenz umdrehte, um ihm Fragen zu stellen. Keine besonders gescheiten Fragen übrigens. Man konnte sie beantworten, während man über etwas anderes nachdachte oder sich die Ansprache, die man gleich halten würde, noch einmal durch den Kopf gehen liess.

Endlich wurde der Weg breiter, und sie kamen zu der Lichtung, auf der die Kapelle stand.

Eidenbenz hatte mit vielem gerechnet, mit Transparenten, mit Pfuirufen, mit einer Gegendemonstration. Aber was ihn da auf der Wiese erwartete – nein, das hatte er nicht erwartet.

Folge 47 des Fortsetzungsromans in der nächsten *Weltwoche*

Im Internet

Alle Folgen auf www.weltwoche.ch/doppelpass

Grossbaustelle Zweisamkeit

Die Kleinkinder-Erzieherin Jessica Borner, 25, und der Vorarbeiter Giuseppe Di Leonardo, 27, haben im September geheiratet. Aus verliebten Teenagern wurde ein erwachsenes Paar.

Jessica: Ich war fünfzehn, als ich mich in Giusi verliebte. Er war zwei Jahre älter als ich, und jeder in der Clique hörte auf ihn. Er brachte auch Stimmung in die Gruppe. Die Girls liefen ihm in Scharen nach. Das hat mich angespornt.

Giuseppe: In der ersten Verliebtheit macht man verrückte Dinge: Alle zehn Minuten eine SMS schicken, und einmal stieg ich bei Dunkelheit durch ihr Zimmerfenster ein. Solche Dinge halt. Das ist lange her. Wir waren unbeschwert, hatten keine Verantwortung und waren frei. Die Beziehung war schon ernsthaft, aber die ewige Liebe? Ich konnte mir nichts Konkretes darunter vorstellen.

Jessica: Giusi war ein Ausgehtyp: Disco, Abhängen, das war ihm schon wichtig. Kurz nachdem ich meine Ausbildung abgeschlossen hatte, wurde ich schwanger. Es war nicht gerade der ideale Zeitpunkt. Meine Mutter war damals erst 39, und ich sah bei ihr, dass es jung und allein auch geht. Aber Giusi liess mich nicht hängen. Wir freuten uns sehr auf das Kind. Eine Heirat wäre damals allerdings zu viel gewesen, mehr eine Pflicht. Wir zogen zusammen, verkauften das zweite Auto, strichen die Ferien ersatzlos und richteten das Babyzimmer ein.

Giuseppe: Das erste halbe Jahr nach der Geburt unserer Tochter war eine Riesenumstellung. Meine Kollegen zogen weiterhin um die Häuser, waren jung und abgedreht, konnten sich leisten, was sie wollten. Bei mir warteten Frau und Kind zu Hause. Ich liebte beide. Aber es war eine schwierige Zeit.

Jessica: Ich liess ihm die Leine lang. Zu lang, wie ich feststellen musste. Nach einem halben Jahr kürzte ich die Freigänge und erinnerte ihn an seine Pflichten. Glücklicherweise wuchs Giusi in seine neue Rolle hinein.

Giuseppe: Heute mache ich einfach, was meine Frau will, dann ist es immer harmonisch.

Jessica: Er erzählt Blödsinn: Er sah einfach ein, dass ihm kein Zacken aus der Krone fällt, wenn



Jung und abgedreht: Ehepartner Borner-Di Leonardo.

er am Abend den Salat rüstet, und die Vaterrolle ein Schicksal ist, das ihn auf den richtigen Weg bringt.

Giuseppe: Es stimmt schon: Ohne Familie würde ich noch heute auf dem Bau ein bisschen vor mich hinarbeiten und abends ein Bier trinken gehen. Stattdessen mache ich eine superanstrengende Weiterbildung zum Vorarbeiter und will später den Polier machen. Man will den Kindern und der Frau schliesslich etwas bieten. Sie sollen es gut haben. Da bin ich halt Italiener, Sizilianer, um genau zu sein.

Jessica: Wir entwickelten uns in den vergangenen Jahren gemeinsam weiter. Aus verliebten Teenagern wurde ein erwachsenes Paar. Chiara hält uns zusammen. Hin und wieder müssten mein Mann und ich auch allein etwas unternehmen. Giusi sagt dann, mit Chiara zusammen sei es doch auch gemeinsam. Er hat jetzt Mühe, sich überhaupt von seiner Tochter zu trennen.

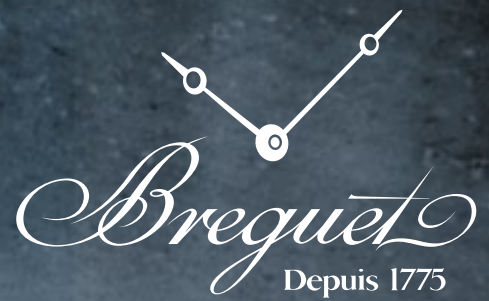
Giuseppe: Wenn die Kleine um 20 Uhr im Bett ist, bleibt immer noch viel Zeit für die Grossbaustelle Zweisamkeit. Nach einer Stunde schläft meine Frau allerdings meist vor dem Fernseher ein. Horrorfilme darf ich mir trotzdem erst nach Mitternacht ansehen.

Jessica: Auf jeden Fall wuchs das Vertrauen mit der Zeit: Wenn mich Giusi heute mit verbundenen Augen über eine Hängebrücke führen wollte, würde ich es tun. Darum nahm ich auch seinen Heiratsantrag an.

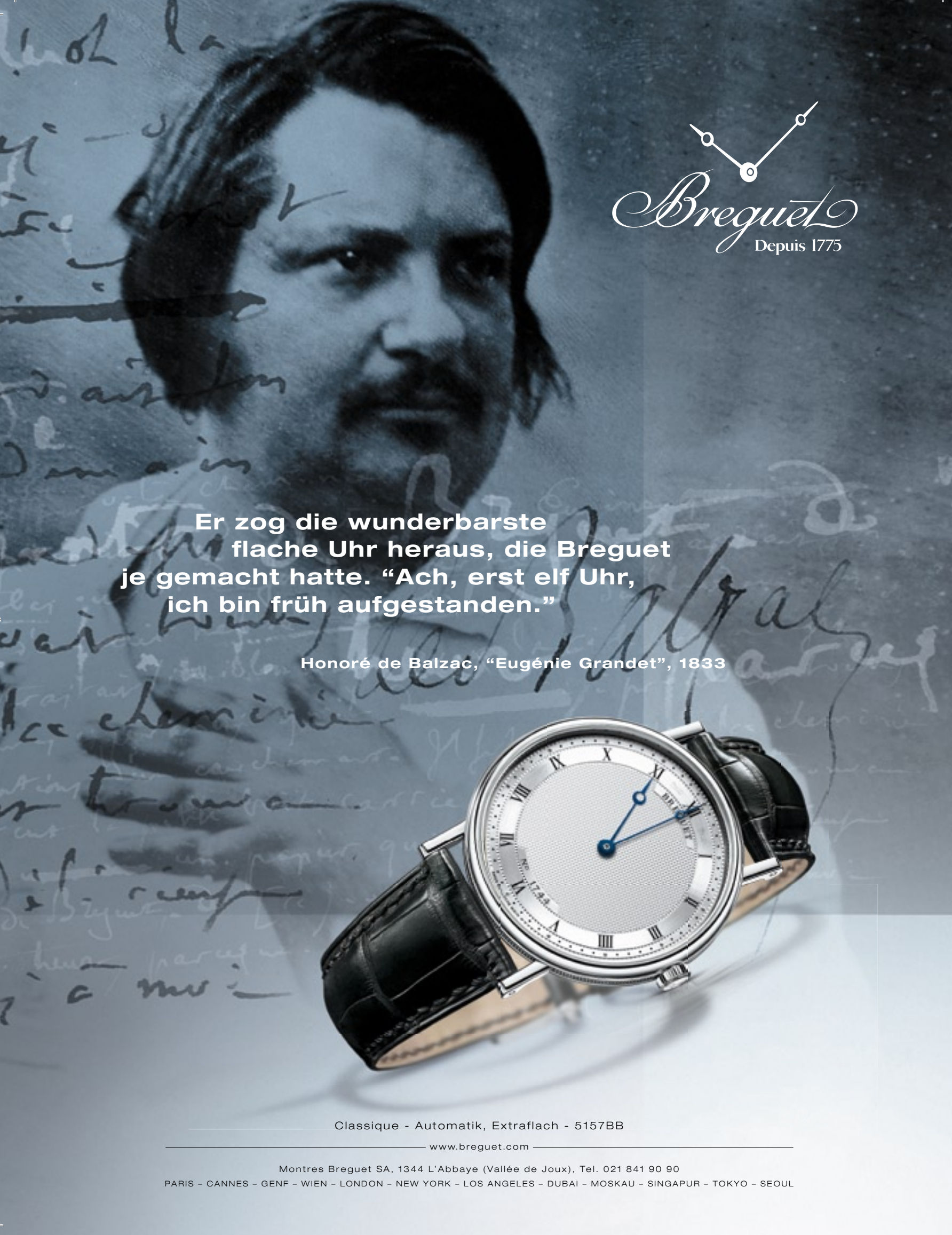
Giuseppe: Mit der Heirat ändern sich weder die Einstellung noch die Erwartungen, aber die Romantik ging auf dem Weg zur Ehe schon ein wenig verloren. Eine gute Beziehung hält das aus. Jetzt planen wir die Zukunft: Mir schwebt eine Grossfamilie vor.

Die Fragen stellte **Franziska K. Müller**

Hochzeitslimousinen: www.stretch.ch



Breguet
Depuis 1775



Er zog die wunderbarste
flache Uhr heraus, die Breguet
je gemacht hatte. "Ach, erst elf Uhr,
ich bin früh aufgestanden."

Honoré de Balzac, "Eugénie Grandet", 1833



Classique - Automatik, Extraflach - 5157BB

www.breguet.com

Montres Breguet SA, 1344 L'Abbaye (Vallée de Joux), Tel. 021 841 90 90
PARIS - CANNES - GENÈVE - WIEN - LONDON - NEW YORK - LOS ANGELES - DUBAI - MOSKAU - SINGAPUR - TOKYO - SEOUL